

11 | 2025

Newsletter

Lacan-Archiv Bregenz

Eigentümer und Herausgeber: Lacan-Archiv Bregenz, Belruptstraße 10, A-6900 BREGENZ

Dokumente zum 11. Bregenzer Treffen „LienLacan“

05-06 | 09 | 025

Zentrum für Fernstudien Bregenz | JKU

INHALT

VORBEMERKUNG

EINLADUNG

AGENDA

BEITRÄGE:

In Ulm, um Ulm und um Ulm herum

Michael Schmid

La joie devant la mort (Bataille).

Lotterleben (Kurzgeschichte)

Irmgard Heise

Angst

Manfred Riepe

Der symbolische Tausch und der Tod (Baudrillard)

Thomas Mahlow

Ist die Illias der Beginn von etwas und wenn ja, wovon? (präverbales/verbales)

Dieter Drost

Fallvignetten zum Gelingen und Misslingen am Lebensanfang

Dagmar Ambass

Die Kinderzeichnung in der psychoanalytischen Therapie

Beat Manz

Vorbemerkung

Am Freitag, den 05. und Samstag, den 6. September 2025 fand das 11. Bregenzer Treffen der Initiative „LienLacan“ statt. Nicht unter einer direkten Bezugnahme auf eine andere Zahl, aber in einer inneren Verbindung dazu. Stand doch die Arbeit an „La chose freudienne“ an „der Wiege“ des Lacan Archivs. Am 7. November 2025 jährte sich zum 70. Mal der unter dem Titel „La chose freudienne ou sense d'un retour à Freud dans la psychanalyse“ berühmt gewordene Vortrag Lacans, den er im Jahre 1955 in Wien gehalten hat. Rechtzeitig zum 50. Jahrestag 2005 hat der Verlag Turia & Kant die von Monika Mager erstellte erste offizielle deutsche Übersetzung vorgelegt. Das kam an der Tagung nicht zur Sprache, soll aber im Dossier zum diesjährigen treffen Erwähnung finden.

LienLacan ist als Gesprächsforum für alle gedacht ist, die an einem überregionalen Austausch Interesse haben. Die Besonderheit dieser Treffen besteht darin, mit einem Minimum an Struktur Gespräche zu Themen und Fragen zu ermöglichen, die durch die Teilnehmenden selbst in Form von kurzen Statements zur Diskussion gestellt werden.

Das vorliegende Dossier fasst die Beiträge des diesjährigen Treffen in der Form zusammen zu einem Reader zusammen, wie sie von den Autorinnen und Autoren zur Verfügung gestellt werden. Von den dazu geführten Gesprächen gibt es leider keine Mitschrift. Wir bitten zu berücksichtigen, dass die Beiträge nur im Einverständnis mit den Autorinnen und Autoren weiterverwendet werden dürfen.

Bitte vormerken: Das 12. Treffen findet am Samstag, den 05|09|2026 in Bregenz statt.

Bregenz, im November 2025

Monika Mager
Irmgard Moosmann
Heinz Peter
Michael Schmid
Maria Veraar

Bregenz | 17|06|2025

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
das diesjährige Treffen findet am **Samstag, den 6. September 2025** in Bregenz statt. Ort der Veranstaltung ist wieder das **Fernstudienzentrum Bregenz**. Genauere Angaben folgen mit der definitiven Agenda.

Wir schlagen vor, die diesjährigen Gespräche unter das Motto:

Das Verhältnis von Genießen und Begehren

zu stellen.

Bei fast jeder Gelegenheit wird man aufgefordert, zu genießen. Was ist das, der Genuss? Lacan beantwortet die Frage wie folgt: „Der Genuß ist das, was zu nichts dient“. Anhand des Wortes „Nießbrauch“ weist er auf den Unterschied zwischen dem Nützlichen und dem Genuss hin. Dieses Wort besagt, dass man seine Mittel genießen kann, sie aber nicht vergeuden soll. Und er fügt hinzu, dass das Wesen des Rechts sei, aufzuteilen, zu verteilen, umzuverteilen, was es mit dem Genuss auf sich hat. Der Nießbrauch wäre dann ein „Recht-auf-den Genuß“. Das Recht ist aber nicht die Pflicht. Und er sagt weiter: „Nichts zwingt jemanden zu genießen, außer dem Über-Ich. Das Über-Ich, das ist der Imperativ des Genießens – Genieße!“

Wir denken, dass sich daraus interessante Fragen über den Zusammenhang von Begehren und Genießen ergeben könnten.

Wir freuen auf Ihre Ideen zum diesjährigen Treffen. Bitte lassen Sie uns bis **Ende Juli 2025** wissen, ob Sie einen Impulsbeitrag vorbereiten wollen!

Mit freundlichen Grüßen
Für die Bregenzer Gruppe

Michael Schmid

LienLacan 5./6. September 2025, Bregenz/Bodensee

Vorbemerkung

Die Bregenzer Treffen sind als Gesprächsforum für alle gedacht ist, die an einem überregionalen Austausch Interesse haben. Die Besonderheit dieser Treffen besteht darin, mit einem Minimum an Struktur Gespräche zu Themen und Fragen zu ermöglichen, die durch die Teilnehmenden selbst in Form von kurzen Statements zur Diskussion gestellt werden.

Wie Sie wissen, ist die Teilnahme auf eigene Kosten. Teilnahmegebühren fallen nicht an. Bitte beachten Sie, dass wir dieses Jahr wieder im Zentrum f. Fernstudien tagen! In diesem Jahr beginnen wir bereits am Freitagabend, um ausreichend Zeit für die angekündigten Beiträge zu haben.

Wir freuen uns auf Sie!

Das diesjährige Treffen steht unter dem Titel:

„Das Verhältnis von Begehren und Genießen“

Freitag, 05 09 2025	AGENDA
19.30 h – 21.00 h	Dialog I
Heinz Peter	Moderation
Michael Schmid	<i>„In Ulm, um Ulm und um Ulm herum“</i>
Samstag, 06 09 2025	
9.00 h – 12.30 h	Dialog II
Monika Mager	<i>Moderation</i>
Irmgard Heise	<i>La joie devant la mort (Bataille).</i>
Manfred Riepe	<i>Angst</i>
Thomas Mahlow	<i>Der symbolische Tausch und der Tod (Baudrillard)</i>

12.30 h – 14.00

Pause

14.15 h – 18.00

Dialog III

Irmgard Moosmann

Moderation

Dieter Drost

*Ist die Ilias der Beginn von etwas - und wenn ja, wovon?
> (präverbales/verbales)*

Dagmar Ambass

Fallgeschichten

Beat Manz

Die Kinderzeichnung in der psychoanalytischen Therapie

18.30 h

Abendessen

Wegbeschreibung Lacan-Archiv/Studienzentrum Bregenz

Sie erreichen das Studienzentrum in ca. 15.Min Fußweg vom Bahnhof:
Bahnhofstraße Richtung Zentrum/Leutbühl. Beim Café „Neptun rechts in die Deuringstraße
bis Belruptstraße, dann links ca. 500 m. Auf der rechten Seite befindet sich das
Studienzentrum.

Von den Innenstadthotels zu Fuß in 5 – 10 Min.

Mit dem Auto:

Parken ist in der Belruptstraße und Umgebung möglich: Samstags von 8.00 – 12.00 h
gebührenpflichtig.

Kontakt: lacanarchiv@bregenznet.at

In Ulm und um Ulm und um Ulm herum

Sie werden sich sicher fragen, was dieser bekannte Zungenbrecher hier zu suchen hat. Es ist ganz einfach: Das In, Um und Um herum, aus denen er sich zusammensetzt, gleicht meinem „Zungenbrecher“, von dem ich heute ratebrechen möchte: In der Sprache, um die Sprache und um sie herum. Das hat etwas von einem Knoten, umgangssprachlich, einem Knopf, der einem vielleicht aufgeht oder auch nicht. Aufgehen kann heißen, der Knoten löst sich auf und wird zu einer Geraden; er kann aber auch aufgehen, indem er sich zu einem dreiblättrigen Fadenkreis aufdehnt. Mit Fadenkreisen kennen sich die Psychoanalytiker aus, besonders dann, wenn es um die ineinander verschlungenen Signifikantenketten handelt, ebenso mit faden Kreisen. Die Gerade dagegen ist nicht gerade das, was Psychoanalyse macht. Was macht Psychoanalyse anderes als dem Sprechen den Platz zurückzugeben, der durch das Vorherrschen der modernen Wissenschaft verdrängt wird? Sie fasst die Spaltung des Subjekts nicht als Spaltung im Subjekt, sondern als Spaltung zwischen Subjekt und Objekt auf, das Subjekt als Mangel an Wissen und weniger als Mangel im Sein. So lässt sich auch die Fetischisierung von Studien in der modernen Wissenschaft vom Menschen verstehen, die der kastrierenden Wirkung, die von der sprachlichen Bedingtheit des Subjekts ausgeht, ihr „Je le sais bien, mais quand même“ entgegensetzt. Das epistemische Wissen dringt in viele Lebensbereiche ein, und macht auf diese Weise das Subjekt zum Objekt einer Biopolitik, unterwirft es einer „Vermassung“. Wie aber im öffentlichen Diskurs, im Feld des Politischen dem sprechenden Subjekt Geltung und Gehör verschaffen? Es scheint, als hätte die Allianz von Wissenschaft und Kapitalismus eine Form von Diskurs hervorgebracht, der nicht mehr als soziales Band funktioniert, das Zugehörigkeit und die Anerkennung des Begehrens ermöglicht, sondern das dem Versprechen der Bedürfnisbefriedigung und der Idealisierung des Individuums dient. Er strukturiert die moderne Massengesellschaft auf eine Weise, die die Illusion der Gleichheit in Bezug auf das erzeugt, was man psychoanalytisch das Objekt nennen könnte. Die große Leistung des kapitalistischen Diskurs besteht in der Kommodifizierung des Objekts, das heißt, es in den Stand der „Würde“ einer Ware zu versetzen.

Die Masse ist nicht wie zu Zeiten Le Bons und Freuds auf die Plätze beschränkt, auf denen sich die Körper versammeln und die Individualität in einem kollektiven Ideal untergeht. Die Masse ist heute viel eher Effekt signifikanter Zusammenballung, die nicht der Erfüllung eines Begehrens verspricht, sondern ein Mehr an Genießen. Lacan hat den Studenten im Mai 68 zu bedenken gegeben, dass die Strukturen auf die Straße gehen und nicht die Menschen. Das bedeutet doch wohl, dass es die sprechenden Subjekte sind, das Begehren, das auf die Straße geht. Heute sind die diesbezüglichen Straßen ersetzt durch elektronische Autobahnen, auf denen Massenverkehr an symbolischer Produktion herrscht und die Gefahr besteht, dass das Subjekt davon mitgerissen wird. Worte werden wie Waren gehandelt, die mit der Münze des Genießens bezahlt werden. Vorauf es bei diesem „internationalen Signifikantenverkehr“ ankommt ist nicht, gesellschaftliche Debatten zu organisieren, das heißt, tatsächlich in einen symbolischen Tausch einzutreten, sondern um eine Form von Thrill, um permanente Erregung, oder anders gesagt, um das Genießen des Anderen, die Macht. Dabei entsteht eine kollektive Halluzination, die eine Illusion von Gemeinschaft erzeugt, die nicht auf der Unwägbarkeit des Sprechens, sondern auf der Zugehörigkeit zu einem Symbol

beruht. Eine modernde Form des „man“, die eine Entfremdung der Entfremdung darstellt. Wie aber dem sprechenden Subjekt in dieser Konstellation gerecht werden? Man kann nur blöde, weil in einer Art von Gefangenschaft, davon sprechen. Denn, um ein Wort von Levinas zu gebrauchen, das Subjekt ist die Geisel/otage des Anderen. Das Subjekt, das spricht, hat seine Ursache im Anderen ist also Effekt des Signifikanten, so gesehen das Eingestehen einer Niederlage des Ich. Das Ich, das spricht ist nicht Herr im „eigenen“ Hause. In dem es zwar zuhause ist, das ihm aber nicht wirklich gehört. Denn es weiß nicht, dass es das Haus ist, das ihn bewohnt. Sagen wir einfach, es gibt keine Metasprache! Also dann los!

Spricht, wer spricht, zu den Wänden? Manch einem, der auf der Couch liegt, mag es so erscheinen, hinter ihm jemand, ein A (groß und/oder klein), das ein To(h)r verkörpert, durch das hindurch oder an ihm vorbei geht, was gesagt wird, im Haus der Sprache, in diesem Falle im Kabinett des Analytikers. Durch diese hohle Gasse muss er kommen...Wie hart sind sie, die Mauern im Haus der Sprache, zu denen wir sprechen, wenn wir sprechen? Dienen sie nur als Resonanzkörper, dass schön erklinge, was wir sagen? Oder rieselt von Zeit zu Zeit etwas mehr als Kalk von den Wänden, bildet sich im Laufe des Sprechens Sprachfraß an ihnen? Sprachfraß ist gemacht aus dem Wort „Glasfraß“, Umgangssprache für Glaskorrosion, für Ablagerungen, Aufrauhungen an der glatten Oberfläche, die den Glanz der Oberfläche trüben. Umgangssprache – ist das Sprache, die umgeht, herumgeht, oder die um-geht, einen Bogen macht, ausweicht? Die Sprache, die wir als Psychoanalyse kennen, ist Sprache, die bröseln, die macht etwas – und wenn nicht, was es dann keine Analyse, Rede ohne Wert? Hat die Psychoanalyse überhaupt einen Wert? Denkt man an Wert im Sinne von Nutzen, dann vielleicht ja. Dem, der sie macht, dient sie zu etwas, schafft sie einen Mehr-Wert. Dem Analytiker, der Analytikerin dient sie zum Geldverdienen und so manchem anderen. Man kann nicht einfach so Geld verdienen. Manche sagen, sie sei eine Ethik. Beinhaltet dies Vorstellungen von wünschenswerten Eigenschaften, Verhaltensweisen, die moralisch gut, richtig, erstrebenswert wären? Von Freud überliefert ist nur ein Imperativ: Wo es war, soll Ich werden! Oder von Lacan z.B. die Aussage „das einzige, dessen man schuldig sein kann, ist, abgesehen zu haben von seinem Begehren“ (Seminar VII, S. 383). Von beiden wissen wir, dass sie das Sprechen als das „Zentralorgan“ der psychoanalytischen Erfahrung erkannten, Freud, dem es durch seine ersten Hysterikerinnen, sagen wir, aufgezwungen worden ist, Lacan der darin die „Wiederentdeckung“ des Imperativs des Wortes im Menschen erfasst. Ich will das ganze lange Zitat hier wiederholen: „Die psychoanalytische Erfahrung hat im Menschen den Imperativ des Wortes als des Gesetzes wiedergefunden, das ihn nach seinem Bilde geformt hat. Sie handhabt die poetische Funktion der Sprache, um seinem Begehren ihre symbolische Vermittlung zu geben. Möge diese Erfahrung Sie endlich begreifen lassen, dass in der Gabe des Sprechens alle Realität ihrer Wirkungen erliegt; denn aufgrund dieser Gabe ist die gesamte Realität auf den Menschen gekommen und durch sein fortgesetztes handeln behauptet er sie“ (Schriften I, S. 168-169). „Retrouver“ steht im französischen Text. Retrouver kann heißen wiederfinden oder einfach finden, aber auch aufspüren oder sich einer Sache erinnern. Der „Imperativ des Wortes als Gesetz“ ist dann keine Erfindung Freuds, sondern die Entdeckung von etwas, das schon da ist. Oder die Wiederaufnahme eines Fadens, den das Johannesevangelium gesponnen hat? Eine der biblischen Wurzeln der Psychoanalyse? Es würde ablenken von meinem Weg, wäre aber eine lohnenswerte Übung, die „Passion Christi“ als Erzwingung des

gesprochenen Wortes als des Gesetzes zu lesen, die Forderung an die „Schriftgelehrten“ sich von der Zeugungskraft des Wortes erfassen zu lassen, von der Schöpfung des Wortes, statt in der Schrift dem Schöpfer zu huldigen. Im Anfang war, wie Lorenzo Chiesa es psychoanalytisch formuliert, nicht das Wort, sondern das „*parlêtre*“, oder das Sprechen. Für uns aber sagt das zunächst nicht mehr, als das Ist der Sprache, das Sein, das sie gibt. Sein, das heißt S gibt Ein, ohne S kein Ein, oder ,s gibt und gleich war es, vielleicht ist es auch noch nicht oder wird nie gewesen sein. Können wir das begreifen, was Lacan hier fordert, uns als Sprechende erfassen? Ich denke, mit seinem „Spiel“ der Knoten hat er demonstriert bzw. monstriert, dass das nur ein Fehlgriff werden kann. In diesem Fehlgriff, „*unbevue*“, da, wo es schiefgeht, erfasse ich mich als sprechendes Sein, weil ich danebengegriffen habe, und immer wieder daneben greife in dem Versuch, das Wort der Wörter zu greifen, das mich für immer *sein* lässt. Ein Beispiel für die Pathologie eines solchen Fehlgriffs ist die Demenz, insbesondere die *Alzheimer Krankheit*, die uns auf drastische Weise das Versagen vor dem Imperativ des Wortes vor Augen führt. Tilman Jens zeichnet in seinem Buch „*Demenz*“ den Zerfall des „Wesenskerns“ seines Vaters Walter Jens auf, des großen Tübinger Rhetorikers. Das Wort, das diesem einst auf so beeindruckende Weise zu gehören schien, hat sich ihm entzogen, mehr noch, hat ihn auf eine für seine Umgebung schrecklich zu erlebende Art und Weise zerstört. Alzheimer gilt als rein hirnorganische Erkrankung und dennoch fragt der Sohn nach den psychischen Bedingungen dieses „Zerfalls“. Es gelingt ihm einige Indizien zusammenzutragen, denen er eine zumindest auslösende Wirkung zuschreibt. Psychoanalytisch gesehen ist seine Forderung berechtigt. Denn was ist das Gehirn ohne Sprache und umgekehrt? Was diese Krankheit beweist, ist, wovon Psychoanalyse handelt, nämlich vom Einschnitt der Sprache in den Körper und den daraus resultierenden Folgen. Dass sich durch diesen Einschnitt so etwas wie das „menschliche Wesen“ herausbildet, zeigt sich in dem Maße wie es zerfällt, wenn der Bezugspunkt wegfällt, der den Körper zentriert und dem Subjekt ermöglicht, durch ihn hindurch seine Bahnen zu ziehen. Muss man daher bei der Alzheimer Erkrankung vom „Absterben des Subjekts“ sprechen? Der an Alzheimer Erkrankte kann es nicht sagen und sein Nebenmensch kann es nicht hören bzw. wissen. Das bedeutet zumindest, dass das „Inter“ der Subjektivität nicht nur gestört, sondern abgerissen ist, dass der Erkrankte und seine Umgebung nicht mehr im Netz der Signifikanten verwoben sind. Wie aber kommt die Sprache in uns hinein, die uns formt und offenbar auch wieder zerstören kann? Gute Frage, schlechte Antwort: Könnte es sein, dass Lacan mit der „Spekulation“ des Sinthome einen solchen Ankerpunkt vorgeschlagen hat, der mit einem Namen, einer Benennung assoziiert ist? Analog dem Konzept der Ur-Verdrängung muss ein Fixpunkt angenommen werden, der der Verdrängung unterliegt, der das Subjekt begründet und auf den sich das Subjekt als einen verlorenen Signifikanten bezieht.

Giorgio Agamben spricht in seiner Untersuchung mit dem Titel „Das Sakrament der Sprache“ über den Eid. Er nennt ihn ein Versprechen, eine Garantie, die vor einem unterstellten Dritten abgegeben wird, um das Gesagte dauerhaft gültig zu erklären. Das heißt, der Sprache ist eine Ungewissheit und Unsicherheit immanent, die ihren Gebrauch als Mittel der Verständigung erschwert, das ohne Vertrauen in einen großen Anderen, der die Gültigkeit des Wortes garantiert, nicht nur wertlos ist, sondern verrückt machen kann. Es scheint ein Akt der Selbstverpflichtung erforderlich zu sein, sein Wort gegeben zu haben. Bei Levinas wäre das die Verantwortung als eine Form der Bindung durch das Wort. In „*L'Étourdit*“ gibt es eine Stelle, in der Lacan folgendes feststellt:

„Dass man sagt, bleibt vergessen hinter dem, was ge- sagt wird in dem, was gehört wird. Handelt es sich bei diesem „Vergessen“ um ein Nicht-Wissen-Wollen oder um eine Unmöglichkeit, sich als Sprechwesen zu erfassen?

Die Gabe (franz. don) der Sprache ist gegeben ohne Geber (donateur). (Der Vorname Don-ald enthält ebenfalls diese drei Buchstaben). Sie gehört uns nicht, der Schatten eines Fehlens lastet auf ihr. Sie ist quasi das Unmenschliche (in einer anderen Terminologie, das Göttliche) im Menschen, ein Weniger an Natur, das vor die „Einheit“ von Mensch und Natur ein Minus stellt. Das Sprechwesen, das laut Freud und Lacan den Menschen bewohnt, macht ihn sozusagen zu einem Un-Menschen, zu einem nicht-ganzen Menschen. Der „Mensch“ als Begriff beinhaltet eine Vorstellung von Ganzheit und durch diese Vorstellung einer Ganzheit macht das Un des Sprechwesens einen Strich, eine Barre. Dadurch geht die „Rechnung auf den Menschen“ nie auf, die wir immer wieder aufs Neue beginnen: Es ist eine Rechnung ohne Wirt, besser gesagt: eine Rechnung mit-ohne Wirt.

Freud hat für dieses Problem eine Lösung vorgeschlagen, die die religiöse Antwort von den Füßen auf den Kopf stellt: Im Anfang der Gabe ist ein Akt der Negation, eine Nichtung des Nichts. Der Vater ist tot, hat nie existiert, das heißt, er ist „une bevue“, ein Missgriff oder ein Fehler, ein Fehl, begangen aus Ignoranz, der tiefgreifende Folgen hat. In Freuds Mythos von der Gabe des symbolischen Gesetzes geht es um das Genießen dieser mythischen Figur, die getötet wurde, um des Genießens habhaft zu werden.

Dieses Genießen ist bedrohlich und anziehend zugleich, unbegrenzt und unberechenbar. Freud verknüpft also von Anfang das, was ich als die Gabe der Rede bezeichne, mit dem Realen des Genießens und zugleich mit einer Ungewissheit, die in der Idee des toten Vater begründet liegt. Für Lacan bezeichnet der tote Vater das Gesetz des Begehrens, indem es das Verbot bzw. die Unmöglichkeit des absoluten Genießens markiert. „Wenn der tote Vater die Jouissance ist, dann präsentiert sie sich uns als Zeichen der Unmöglichkeit.“ Lacan, Sem. XVII, p. 143) Man sollte an dieser Stelle betonen, dass Freud den Vaternord mit der Grundlage des symbolischen Tausches verknüpft, nämlich den Frauentausch bzw. die Exogamierregel. Bei Lacan finden wir in der Formel „Il n'y a pas du rapport sexuel“ eine sprachlogische Formulierung dieser These.

Der Geber fehlt also nicht nur, sondern seine Gabe ist unsicher. Einerseits, weil sein Fehlen „nur“ in einem Merkzeichen repräsentiert ist, andererseits, weil jede Garantie für ihre Gültigkeit fehlt. Diese „Unsicherheit“ taucht in einem von Freud zitierten Traum auf, in dem einem Mann sein toter Vater erscheint und er sich fragt, ob der Vater nicht weiß, dass er tot ist.

Gerade jetzt, da viel von Sprachversagen die Rede ist, in einer Zeit, wo Krieg und Destruktivität auf dem Vormarsch sind und wir der „Herrschaft“ des Medialen unterworfen sind, überfällt uns von zwei Seiten das, was man mit Lacan das Genießen nennen könnte: Eine (Über-)Erregung in uns und außer-uns, die die Sprache überschießt, das zwar körperlich ist, aber nicht aus dem Körper kommt. Etwas Reales, das nicht im Modus von Lust-Unlust funktioniert. Und weit und breit keine „ordnende Hand“. „Hat der alte Hexenmeister, sich doch einmal wegbegeben, sollen seine Geister, sich nach meinem Willen regen“ (Goethe, Faust II). Nicht Wenige versuchen, sich diesem Genießen durch „Medienverzicht“ zu entziehen, der Bedrohung durch Eskapismus Herr zu werden.

Wenn für Heidegger die Sprache das Haus des Seins ist, müsste die Psychoanalyse mit der Paradoxie antworten, dass das Haus der Sprache der Körper und die Sprache das Haus des Körpers ist. Die Sprache bewohnt den Körper als etwas Fremdes, nicht aus dem Körper kommendes, mit den Zeitgenossen gedacht, als eine Kolonialmacht, andererseits ist die Sprache außerhalb des Körpers und der Körper nicht in ganz in der Sprache. Mit anderen Worten, die Psychoanalyse lehrt uns den Körper als in drei Registern gefasst, aufzufassen, dem realen, symbolischen und imaginären. Wir haben Körper imaginär, sind im Symbolischen und vom Realen (des Körpers) umringt, das als realer Mangel funktioniert und als Verlust erscheint. Lacan spricht vom Körper als einem Sack, der etwas in sich versammelt, das als etwas Ganzes in Erscheinung tritt, auch wenn er nicht alles enthält. Der Körper als Reales ex-sistiert und sistiert im Ex. Doch dank der Sprache oder Fluch der Sprache, befindet sich dieses Ex auch wieder innerhalb, ist also ein Außer-halb, ein Halb-Außen der Sprache.

Die Schrift, die Lacan in Seminar X, (Kp. XIV, S. 187) entwirft, zeigt diesen Zusammenhang auf. Diese „Schrift“ hat die Form eines „Schnullers“ und beschreibt eine Kurve, die „im“ Körper seinen Ausgang nimmt, sich ins Feld des Anderen erstreckt und auf sich selbst zurückkommt und dabei einen Abfall, einen Rest produziert, der als Objekt a bezeichnet wird, das zugleich mehr und weniger an Genießen ist. Der Trieb ist ohne Objekt, also eine konstante Kraft, die sich nicht in der Befriedigung erschöpft. Was wir am Menschen als wesentlich erfahren, hängt mit der Sprache zusammen. Des Menschen Wesen ist das Sprech-Wesen, das „parlêtre“, was aber wäre das Nicht-Wesen-tliche? Man könnte sagen, der Rest, der ähnlich wie es Freud vom Trieb sagt, als konstante Kraft erhalten bleibt, die das „Wesen des Menschen“ schwächt und durchkreuzt und ihn mal von außen, dann wieder von Innen bedroht.

Das Ist der Sprache ist ihr Ist-Sein. „Mensch werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht, fällt der Zufall weg, das Wesen das beseht“. Angelus Sibelius mit der Psychoanalyse gelesen könnte durchaus bedeuten, dass am Ende zählt, was du gewesen sein wirst, nicht was du hättest sein können. Was du hättest sagen können – Zufall, was du gesagt hast – Notwendigkeit. Das bringt mich dazu, zu behaupten, dass Lacans Imperativ, nicht abzulassen von seinem Begehren, zu kurz greift, wenn er als Rechtfertigung für die Durchsetzung der eigenen Bedürfnisse verstanden wird oder als Aufforderung zu einer angeblichen Authentizität. Nicht abzulassen von seinem Begehren muss man mit einer zweiten ethischen Formel ins Verhältnis setzen, die lautet: „das Ubw. ist, dass das Sein, indem es spricht, genießt. Anders gesagt, das Genießen des Seins ist das noch-nicht-Sein, das noch nicht Realisierte, Unangemessene, ein Zuviel, oder auch „Zufiel“, Zufall. In diesem Festspielsommer wurden bei den beiden großen österreichischen Festspielen in Bregenz und Salzburg Opern gezeigt, die sich mit Ödipus befassen. Schuldig werden aus Unwissenheit, oder wie bei Ödipus, Geschick! Schicksal. „Zufiel“ In der Oper von Enescu, die in Bregenz gezeigt wurde, setzt sich das aus einem Vergehen des Laios zusammen, der sich nicht an das Gebot der Götter hielt, kinderlos zu bleiben. Dass er dennoch einen Sohn gezeugt hat, soll er büßen, indem er von dessen Hand sterben wird. Es ist die Wortgeschichte, die Geschichte des Sagens, Ver-sagens und Unter-sagens und Weissagens, die ihm vorausgeht, in die er hineingestellt wird, ohne das Gestell und die Stellung zu begreifen. Friss oder stirb, klingt brutal, hat aber einen wahren Kern: es geht der Sprache gegenüber nicht gleich um Tod, eher schon um verfehlte Geburt, um die Gefahr, des nicht zu Wort-Kommens, das

„Treppchen,, zu verfehlen, das mithilft, auf den Zug der Wörter aufzuspringen, den einzigen Zug. Der Genannte ist der Nennende. Adam war schon erkannt, ehe ihm die Gabe des Nennens gegeben worden ist. Der Name des Vaters und der Vater des Namen. Nicht zu vergessen, der Vater als Name, als Metapher. Es ist eine lange Leidensgeschichte vom Wort als göttlicher Gabe bis zur Wiederentdeckung des Wortes als das Geschick des modernen Menschen, für den die Psychoanalyse entsteht. Nebenbei gesagt, legt das Libretto von Egmond Fleg, das in einer Montage der beiden Königsdramen Ödipus Rex und Ödipus auf Kolonos besteht, nahe, die Frage danach zu stellen, was das „ist“, ein Vater. Nicht nur im Falle des Laios wird er mit Genealogie, mit einem „Thron“ assoziiert, der eine genealogische und wie im Falle der Weissagung eine Signifikante Kette repräsentiert. Die Nachkommen machen den Vater. Aber kein Vater ist ohne Vater, biblisch gesagt, ein Stammvater. Das heißt, die Frage nach dem Vater ist mit dem Anfang ohne Anfang verbunden. Die Freud'sche Antwort lautet: Im Anfang war der Vater, den es nie gegeben hat, oder der immer schon Tod war. Also eine reale Illusion. Man könnte auch sagen, im Anfang ist ein Unglauben: Wir glauben nicht, dass der Vater immer schon Tod ist, weil er ja, wenn er tot ist, gelebt haben muss, selbst wenn er immer schon tot war. Das Unbewusste wäre dann das Un des Glaubens, das weder Wissen noch Glauben, sondern ein dazwischen ist, ein erstes Merkzeichen, ein Platzhalter. Aber, geht es uns nicht wie Adam, dem die Gabe zu benennen gegeben wurde? Er war schon bei seinem Namen gerufen, ehe er sich die Wörter zu eigen machte. Im Unterschied zu Adam, können wir uns auf keinen großen Anderen berufen. Denn dort, wo wir ihn anrufen, befindet sich eine Leerstelle, eine wirkliche Leere, oder mit Žižek, weniger als Nichts, oder noch-nicht. Das wäre nicht Nihilismus, sondern psychoanalytischer Atheismus.

Wie sehr gilt, was die Analyse als Erfahrung der Sprache zutage fördert, auch für den allgemeinen Sprachgebrauch? Die Psychoanalyse ist keine Linguistik, insofern sie die Sprache nicht zu ihrem Objekt macht. Das Objekt der Psychoanalyse ist das Subjekt, das heißt, das Subjekt, das spricht und insofern das gespaltene Subjekt, *S barré*. Keine Objektivierung, eher eine Objekt a- Aktivierung. Es handelt sich um ein Erfahrungswissen oder um eine Linguisterie. Wenn man weiß, dass die Hysterie an den Herrensingulanten appelliert, dann handelt es sich bei Linguisterie um die Art und Weise, die Sprache selbst zum Sprechen zu bringen.

Die Grundregel in der Freud'schen Version stellt zwischen Innen und außen eine Barriere auf. Die äußere Realität, wie sie normalerweise funktioniert, ist in Dispens bzw. Absenz. Was zählt ist die sprachliche Realität oder das Reale der Sprachwirkungen. Wollte man durch Befragung der Angehörigen überprüfen, ob stimmt, was der Analysand sagt, würde man wiederum auf Gesagtes stoßen, also auf Wörter, die Realität machen. Dann werden Wörter zu Objekten, die wie Dinge behandelt werden, die so sind, wie sie sind. Die Frage ist daher, ob die analytische Grundregel eine Experiment aufstellt, in dem die Versuchung, dem Sprechen auszuweichen, ein Riegel vorgeschoben wird. Die Frage ist dann, wer spricht und von woher? Und wie die Frage nach der Wahrheit behandeln? Für Lacan, das zeigt sich von „La chose Freudienne“ bis zu seinen letzten Seminaren, ist die Wahrheit kein Objekt, sondern Subjekt, Funktion des Aussagens. Welche Sprache, besser wessen Sprache sprechen wir? Spricht derjenige, der Wörter gebraucht,

tatsächlich und das im eigenen Namen, was auch immer das sei? Sind „volles“ und „leeres“ Sprechen hinreichende Indikatoren? In „Sinthome“ bezieht sich Lacan auf Joyce und spricht im Rahmen dieses Seminars sogar von „Joyce le Sinthome“. Er findet in Joyce jemand, der sein literarisches Schaffen in den Dienst seines Namens stellt. Er will sich einen Namen machen, weil, so könnte man schlussfolgern, der Name im Unbewussten dem Subjekt keinen Halt verleiht. Die große Frage, die sich letztlich im Sinthome erschöpft, ist, wie das Subjekt (des UBW) mit der Sprache verknüpft ist. Daher handelt es sich bei Joyce für Lacan nicht um ein psychotisches Subjekt, sondern um einen Autor und ein Werk. Sich einen Namen machen mit Betonung auf „machen“, einen Platz in der Geschichte erringen, wer denkt hier nicht auch an Trump oder Putin. Ersterer drückt „seinen“ Namen auf jeden denkbaren Gegenstand, vielleicht, um nicht zu verlieren, was er nicht hat. Trump, das Symptom. Jemand, der will, dass alle Welt sich mit ihm beschäftigt und mit der Frage nach seinem Begehren: „The Trump road for Peace and prosperity.“ Ob daraus ein Werk, eine Politik hervorgehen wird im Sinne einer Neuschöpfung wie bei Joyces literarischem Werk oder um Psychose ist eine offene Frage. Ebenso offen ist, ob er wirklich will, dass sich die Historiker noch in den nächsten 300 Jahren mit ihm beschäftigen oder nicht eher die Hysteriker unter den Zeitgenossen. Ich tippe auf letztere, denn diese bringen die Marke Trump zum Klingen! Trump das Symptom fungiert jedenfalls als Trichter, aus dem „His masters voice“ ertönt, vor dem, wie es scheint, Amerika nicht anders, denn als Hund Platz nehmen kann. Er will aller Welt sein Genießen aufzwingen, wie Putin seine Angst vor dem Begehren des Anderen. So gesehen geht es gar nicht so sehr um eine Anerkennung einer gesetzten Realität, sondern darum, zu Subjektivieren, das heißt, tatsächlich zu Sprechen. Man kann vielleicht sagen, der „nom-du-père“, der die symbolische Ordnung lange Zeit legitimierte, hat seine Schuldigkeit getan. Jetzt kommt es darauf an, das Sinthome zu erfinden, das den „Kern“, die Subjektivität der westlichen Welt betrifft. Das heißt, wir befinden uns in einem Kampf der Subjektivierung, um die Stimme, die Lacan so eindrucksvoll in seinem Wiener Vortrag von 1955 beschworen hat. Denn es kommt darauf an zu erkennen, dass jede Instanz, die einem das Wort erteilt zugleich darüber entscheidet, wer eine Stimme hat und wer nicht. Can the subaltern speak? Diese Frage stellt sich nicht erst seit Gayatri Spivaks Buch über Kolonialismus. Sprechen ist das Sprachspiel der Gemeinschaft, vielleicht sogar der Kern jeder Gemeinschaft, die möglicherweise nur im Moment des Sprechens existiert. Wer sind die Subalternen von Heute, bzw. wer erteilt das Recht zu sprechen? Die Plebejer sprechen, „*als ob* sie wie die Patrizier wären. Sie sprechen, *als ob* die Patrizier sie hören könnten, was sie ihnen sagen, so, *als ob* die Patrizier verstehen könnten, dass die Plebejer sprechende Wesen sind....“ Sagt Jacques Rancière in „Die Wörter und das Unrecht“. „Sie errichten“, fährt er fort, eine Gesprächsbühne, auf der sie beweisen, dass sie zu denen sprechen, die sie nicht sprechen hören. Diese Bühne des Wortes bietet also ein Modell des Erzwingens des Gegensatzes zwischen *phone* und *logos*, das heißt zwischen den Leuten, die der *phone* zugeteilt werden und denen, die dem *logos* zugeteilt werden. Für die Plebejer geht es somit darum, eine ganze Dramaturgie zu erschaffen, eine Inszenierung ihres Wortes, um sich als sprechende Wesen durchzusetzen.“ (92-93) Denkt man bei diesen Worten nicht auch daran, was aktuell im Verhältnis Europas, der Ukraine und Trump geschieht? Die Erzwingung des Wortes ist ein Akt der Gewalt, eine Selbstautorisierung. Für die

Frage, der ich mich aussetze, ist dies ein entscheidender Punkt. Seit Freud, sagt Lacan, ist die Vernunft auf der Seite der *phone*, oder anderes gesagt, der Gegensatz zwischen *logos* und *phone* aufgehoben. Es geht nicht um die bloße Verwendung der Wörter des Anderen, sondern um eine Aneignung der Sprache. Das heißt, niemand ist Eigentümer der Sprache, sie ist immer schon „kulturelle Aneignung“, die Sprache des Anderen. Das ist nicht zuletzt ein eminent politischer Akt. Sich als Sprechwesen zu erfassen ist in jedem Falle ein Moment größter Not. Dort nämlich, wo die Stimme angesichts des Realen versagt. „Traumatisme“ ist das Loch des Traumas in das wir fallen können. Lacan bezieht sich in dem oben erwähnten Vortrag in Wien unter dem Titel „La chose freudienne“ auf die Stimme „Leonores“ die ihrem Gatten Florestan in tiefster Dunkelheit ertönt und indem er sich auf diese Stimme beziehen kann, strukturiert sich seine Nacht, kann er das, was um ihn herum geschieht, einordnen, klärt es sich auf. Aufklärung im eigentlichen Wortsinn. In der Psychoanalyse, genauer gesagt im psychoanalytischen Diskurs scheint es sich tatsächlich um eine Dramaturgie zu handeln, die Inszenierung des Wortes im Unbewussten, das heißt, das In-Szene-Setzen des Signifikanten. Die Erfahrung als Subjekt der Sprache, die die Analyse in einer einmaligen Art und Weise ermöglicht, ist der Knotenpunkt der Machtergreifung des Wortes, das heißt sprechen, seine Stimme erheben. Besser als Karl Valentin es getan hat, kann man es nicht sagen: Es ist schon alles gesagt worden, aber nicht von jedem. Das heißt, auf den Akt kommt es an, nicht auf die Wiederholung. Und hier kommt es darauf an, ob Sprache als entlehnte Sprache funktioniert, als eine Leihgabe, oder als verschuldet, also „in einer fundamentalen uneinlösbaren Schuld gegenüber dem anderen steht und somit kein Austauschverhältnis hergestellt werden kann“, sondern die Schuld, das heißt der Mangel weitergeben wird. (vgl. Rancière, S. 96-97 Wenn die Gabe der Sprache, wie bei Derrida, als verschuldet aufgefasst wird, dann besteht ein unaufhebbares, nicht individuelles, sondern subjektives, das heißt strukturelles Schuldverhältnis, das tatsächlich im Subjekt und im Austausch mit anderen Subjekten ein Fehlen hinterlässt, einen Mangel (an Gegengabe), von dem jeder, der spricht, betroffen ist. Das kommt der psychoanalytischen Position des Mangels im Anderen, dem barrierten Anderen am nächsten. Und der Erfahrung, die man in der Psychoanalyse machen kann, aber nicht nur hier: „Freud wartet auf das Wort“. (Georges Artur Goldschmitt.)

Dieses Warten kann vieles bedeuten. Vom geduldigen warten bis zum ungeduldigen Erwarten, vom angsterregenden Erzwingen, bis zum Einfordern einer Schuld! Levinas verbindet zum Beispiel das andere Wort, die Antwort mit der Liebe. Die Gewalt der Sprache, die im Erzwingen des Wortes zum Ausdruck kommt, ist der kastrierende Effekt, den das Gesetz des Symbolischen bewirkt. Genau diesem Effekt glauben jene entkommen zu können, die rohe Gewalt anwenden. Die Paradoxie besteht allerdings darin, dass sie das Wort bezwingen wollen und dabei über Leichen gehen. Das Wort, das heißt, das Sprechen, hört aber nicht auf, zu insistieren. Die besten aktuellen Beispiele hierfür sind der Ukraine-Krieg und der Gaza-Krieg: Der Vernichtungskampf gilt dem Begehren des Anderen, das nicht aufhört zu insistieren, auch wenn die Körper tot sind. Das eigentlich wäre die Lehre, die man aus dem *Desastre* ziehen könnte, aus dem zwei ganz unterschiedliche Staaten hervorgegangen sind, die bis heute über dieses Trauma

miteinander verbunden sind, obwohl ihre Gründung ein Schritt zur Bewältigung dieses Traumas sein sollte.

Kommen wir auf unseren Zungenbrecher zurück: Wir sind In der Sprache, ohne genau sagen zu können, wie wir in sie hineingekommen sind, die Sprache hat uns als Sprechwesen fest im Griff, insofern wir nicht sagen können, was wir nicht sagen können. Es gibt keine Metasprache, wodurch wir nicht sagen können, was vor oder außerhalb der Sprache ist. Denn für uns ist es erst, wenn es in der Sprache ist. Das heißt, was es ist, solange es nicht in der Sprache ist, bleibt in der „Nacht der Welt“. Die Spaltung von Subjekt und Objekt ist eine Spaltung des Subjekts, das heißt auch eine Spaltung innerhalb der Sprache, die ein außerhalb innerhalb der Sprache bedeutet. Sprache ist jedoch nicht alles, doch alle Regungen, von innen und von außen unterliegen dem psychischen Apparat, den ich um der Anschaulichkeit willen Sprachapparat nennen möchte, der einen systematischen Fehler aufweist, nämlich im eigentlichen Sinne kein Apparat zu sein, der autonom funktioniert, sondern eher eine Apparatur, die einen charakteristischen Mangel aufweist, der ihre Instabilität bewirkt. Kein Schreibautomat wie die sogenannte künstliche Intelligenz, sondern ein Etwas, das sein Wesen, besser sein Un-Wesen treibt und um sein Wesen zu bewahren, sich nicht anders als im Sprechen realisiert. Weniger eine Bewusstheit von sich selbst, als ein sich am Realen entlanghangeln, das über seine Ränder schwappt. Die Quantenphysik arbeitet bekanntlich mit der These, dass die Messung etwas zeigt, das vor der Messung nicht war und nur durch sie besteht. Das Lacansche Reale ist ein Reales ohne Gesetz. Es ist das Symbolische, das ins Reale eingreift.

Unser Sein wird von der Sprache her bestimmt, die Sprache treibt uns um und wir drehen uns um die Sprache herum, um einen Zipfel des Realen zu erhaschen. Die einzigartige Erfahrung des analytischen Diskurses führt uns in diese Dimension ein. Dass wir nichts davon wissen wollen, zeigen uns die diversen institutionellen Vorkehrungen, die als Prothese fungieren, die den Diskurs als soziales Band absichert und die Realität als soziale Tatsache erscheinen lässt. Das soziale Band als Diskurs impliziert die Anerkennung des Sprechwesens, nicht unbedingt, dass wir uns dessen bewusst sind. Sprechen im eigenen Namen heißt, das Entstehen für das Gesagte, für die Spracheffekte, die das Subjekt machen. Sprechen eilt dem Gesagt immer voraus, man kann immer nur hinterherhinken. Wo‘ s war, solls du als Subjekt ankommen“, übersetzt Lacan den Freud’schen Imperativ. Das könnte man als den Imperativ des Wortes bezeichnen, der sich nicht unbedingt darin erschöpft zu wissen, *was* man sagt, sondern, *dass* man sagt und dafür einsteht. Unsere Epoche scheint aber eher davon bestimmt zu sein, das Sprechen zu rationalisieren bzw., wenn ich so sagen kann, zu technisieren. Diskurs des Wissens bestimmt zu sein, der das Subjekt vermisst und standardisiert. Das Sprechen impliziert den Anderen und setzt sich damit dem Mangel im Anderen aus. Wie weit diese Trend fortgeschritten ist, sehen wir an der Digitalisierung unserer Welt, die mit kleinen, schwarzen, schnell gedruckt Buchstaben zugepflastert wird. Dass der KI-Assistent eines Tages das Subjekt im Sinne des parlêtre definitiv ausgelöscht haben wird, scheint die Illusion einer Zukunft zu sein, die man das „Silicon-Vally-Symptom nennen könnte. Silly mit zwei ll und y bedeutet dumm, albern, blöd. Ein Traum vom menschlichen Sein ohne Mangel, als Traum vom Ende des Menschen. Aus heutiger

Sicht in der Tat eine Illusion, denn der Mangel an Mangel ist auch ein Mangel. Oder: „Les non-dupes-errent!

Für LienLacan 2025

MS/Lochau, August 2025

Heiterkeit im Angesicht des Todes

Nachdem ich mich viele Monaten mit den Texten Georges Batailles befasst habe, möchte ich im Folgenden einige Anmerkungen zu meiner Lektüre seines Werks machen. Es ist nicht ganz einfach, den roten Faden zu finden, der sich durch die Vielfalt der Themen in seinem Werk zieht.

Seinen politischen Gedanken folgend stelle ich den Tod an den Anfang meiner Überlegungen, so wie Bataille das Bewusstsein des Todes an den Anfang der Organisation menschlicher Gesellschaften stellt.

Die Todeserfahrung, so schreibt er, ist für das einzelne Individuum allein schier unerträglich, nur in der Gemeinschaft kann sie verwunden, das heißt im gesellschaftlichen Austausch mitteilbar werden. Der größte Schrecken, das tiefste Leid, entsteht durch den Verlust geliebter Menschen. Aber nicht nur die zerrissene Liebe versetzt uns in Schrecken, auch die Tatsache als solche, dass wir, wie die anderen, die vor uns das Leben verloren, unausweichlich dem Tod entgegengehen und das, was wir für das Selbstverständliche halten, unser Leben, ebenso verlieren werden, womit wir vor etwas Udenkbares gestellt sind: was danach mit uns ist.

Da es keine Möglichkeit für uns Lebende gibt, in diesen Raum der Toten vorzudringen, bleibt nur, ihn sich von unserer Warte aus so vorzustellen, dass wir damit leben können, Menschen, die wir nicht verlieren wollten, in diese Bereiche abgeben zu müssen, und uns selbst unseren Tod vorzustellen.

Auch im Hinblick auf den Beginn unseres Lebens sind wir darauf angewiesen, es uns zu denken, denn wir können darüber nicht mehr wissen als über den Tod, nur haben wir seltsamerweise dafür keinen eigenen Begriff.

Wir können nur im Angesicht dieser Negativität verweilen, entkommen können wir ihr nicht.

Dazu aus *Die innere Erfahrung*:

GLORIA IN EXCELSIS MIHI

Im höchsten der Himmel
preisen die Engel mich, ich höre ihre Stimme.
Unter der Sonne bin ich eine verirrte Ameise,
klein und schwarz, ein rollender Stein
trifft mich,
erdrückt mich,
zu Tode.
Im Himmel
wütet die Sonne,
sie blendet,
ich schreie:
„sie wird es nicht wagen“, sie wagt es.

Wer bin ich
nicht „ich“ nein, nein
aber die Wüste die Nacht die Unermesslichkeit
die ich bin
was ist das
Wüste Unermesslichkeit törichte Nacht
bald Nichts ohne Wiederkehr
und ohne etwas gewusst zu haben
Tod
Antwort
triefender Schwamm
eines Sonnentraums
hülle mich ein
dass ich nicht mehr weiß
als diese Tränen.

Stern
ich bin er
o Tod
Donnerstern
tolle Glocke meines Todes.

Gedichte
nicht beherzt
aber Sanftheit
Ohr der Wonne
eine Schafstimme heult
zum Jenseits geh zum Jenseits
erloschene Fackel.

Dieses Gedicht kann als Batailles ekstatischer Versuch bezeichnet werden, seinen Umgang mit der Negativität in Worte zu fassen. Die Erfahrungen am Rande des Lebens, die er sich erlaubt, ja geradezu herbeiruft, helfen ihm, Einsicht zu finden in das Unergründliche Sein vor und nach uns. Andererseits begibt er sich in alle Diskurse des Wissens, die vor ihm diese Unerfindlichkeit zu erfassen versucht haben, und reiht sich darin ein. So versucht er, Rechenschaft abzulegen über die verschiedenen Erfahrungen der Ekstase und veranschaulicht eine unwiderrufliche Unmöglichkeit: Nur mittels der Sprache ist das Erfassen dieser Erfahrungen möglich, aber zugleich muss jede

sprachliche Erkenntnis dieser Erfahrungen sie zugleich verfehlen. Zugleich betont er immer wieder die unhintergehbare subjektive Relativität seiner eigenen Erfahrungen oder Verfahren und achtet so die Möglichkeit eines jeden Menschen, sich auf seine eigene Weise selbst zu erkunden und womöglich etwas Neues hervorzubringen. In diesem Sinne macht er sich zunächst selbst zum Gegenstand seiner Erkundungen in Exzessen, die er provoziert mithilfe von Prostituierten, Drogen und Alkohol, oder die er fantasiert. Er versucht so, das Äußerste des Menschenmöglichen zu erreichen, um es in Worte fassen zu lernen. Am Ende seines Lebens sagt er Sätze, die zeigen, dass er denkt, es müsste auch ohne die Exzesse gehen.

Von seinem Vater in einer kirchenfernen Denkweise erzogen, sucht er bald schon den Gegensatz, im Interesse einer Vervollständigung seiner Kenntnisse. Er tritt in die katholische Kirche ein und folgt ihren Regeln wie ein Schüler, der alles kennenlernen will, um es zu übersteigen. So lernt er auch die mystischen Praktiken kennen, die ihm zeigen, dass sie den Exzessen der sexuellen Erfahrungen sehr ähneln. Er nimmt sie zum Anlass, Vergleiche aufzustellen, und erkennt die Unterschiede vor allem in der Zielsetzung dieser Unternehmungen. Ihm geht es darum, Exzesse zu erleben, die einen offenen Ausgang haben und keine vorbedachte Zielsetzung, da nur so etwas Neues im Unbekannten entstehen kann. Die Tatsache, dass auch das eine Zielsetzung ist, macht es unmöglich, eine Schließung der Unternehmungen sich vorstellen zu können, es bleibt einzig die Vorstellung zu scheitern, um sich dem weiter aussetzen zu können in der unmöglichen Hoffnung.

Bataille wendet sich bald schon ausdrücklich vom Christentum ab, worin das Problem des Todes entsorgt wurde damit, den Sohn als Menschengott, der wiedergekehrt ist aus dem Reich der Toten, darzustellen, mit der Hoffnung auf ein ewiges Leben für alle an dem Tag, an dem er wiederkehren würde. Die Negativität wird so ins Positive verkehrt, der Angst vor der Leere mit einer Illusion die Kraft genommen und damit eine Verdrängung produziert, die uns in dieses Denkgefängnis einsperrt, das der Verdrängung den Raum gibt, in der sie leben kann.

Wir bezahlen das mit der Unfähigkeit sich der Leere entgegen stellen zu können, daraus Schlüsse für die Gemeinschaft zu bilden, die andere als hierarchische Gemeinschaften zur Folge hätten.

In der Zwischenzeit der beiden Weltkriege mit der Erfahrung der Bombardierung seiner Heimatstadt Reims, in der die Familie den todkranken Vater zurück lassen musste, um der Bombardierung zu entgehen, der in der Folge dort starb, erlebte Bataille, dass die Gesellschaft, in der er lebte, nicht die Voraussetzungen mit sich brachte, die Kriege verunmöglichen könnten.

Seine Suche nach den Ursachen dafür ergab, dass Gesellschaften, die sich einen Kopf an die oberste Stelle stellten, sei es ein Gott oder ein Führer oder ein König, keine Chance hätten aus diesem Dilemma sich zu befreien, da sie den Egoismen der je einzelnen Personen rettungslos ausgeliefert wären. Es bräuchte eine neue Form.

Unser monotheistisches System, basiert nach den Forschungen von Jan Assmann auf der Erkenntnis Echnatons, der als erster in der Menschheitsgeschichte eine einzige Form personalisiert in den Mittelpunkt der Gesellschaft gestellt, hat, die Sonne. Diese Innovation, die in den ägyptischen Gesellschaften nur eine kurze Zeit existierte fand Platz in den Mythen der Juden, die, nachdem sie aus Ägypten ausgezogen waren, es

weiterentwickelten in ihre Religion, die wiederum Vorbild war für die katholische und evangelische. So entwickelten sich die politischen Gesellschaften hierarchisch mit den Folgen die diese Struktur für das Denken der so verbundenen Menschen hat. Eine Folge der Positivierung des obersten Platzes einer Gesellschaft ist die, dass damit verbunden ist, dass alles was von dort kommt prinzipiell richtig sein muss, sonst verlöre der Kopf sein Recht und müsste ersetzt werden mit der dann nur übertragenen gleichen Zuschreibung. Dem Kopf alles Recht zu geben hat zur Folge, dass es das Linke, Dunkle, Abwegige, Schmutzige nur beiden Anderen zu finden sein kann. Daraus hat sich das Teuflische entwickelt, das zur Bedrohung des Souveräns wurde. Dass der Teufel ein gefallener Engel ist in der katholischen Mythologie mag ein Rest des Wissens sein, das dahin führt, dass die Negativität immer auch im Souverän enthalten ist.

Batailles daraus folgender Gedanke ist, dass das Licht am Anfang des Universums das Dunkel ebenso enthält, aus dem es kommt, es ist nicht nachträglich da, und nicht ausschließlich, es enthält das Dunkel, ohne das es kein Licht sein könnte.

Dieser Gedanke begleitet ihn durch sein ganzes Werk.

Die Schatten, das Dunkel, das Schmutzige, wo das Helle das Schöne sein soll, das Verderbte wo das Gute das Moralische sein soll. Ihn fasziniert diese Dualität, die er überall aufsucht und ausführt, wie sie sich ausgestaltet. Für Bataille ist diese Dualität universell und natürlich.

Aus diesen Erkenntnissen, die er in seinen Experimenten mit sich selbst erprobte, ergab sich für ihn, dass eine andere Gesellschaftsform gesucht werden muss, die sich nicht an der monotheistischen Form orientiert und deshalb nicht in das münden muss, was wir zur Zeit, die kaum eine andere ist, als er sie damals erlebte, erleiden müssen.

Der sich ausbreitende Faschismus in Spanien und Deutschland aktualisierte dieses Bestreben sehr, der Stalinismus zeigte schon sein grausiges Haupt der Unmenschlichkeit und der Faschismus in Deutschland seine antisemitische Fratze.

Die Enttäuschung über die Entwicklung des Kommunismus, dem viele seiner Mitstreiter wie er auch, zunächst anhängen, in der Hoffnung auf eine Kommunität, die die feudalistischen antihumanen Ausgestaltungen von Gesellschaften nicht haben würden, richteten seine Kräfte von der direkten politischen Bühne weg und beflügelte ihn, wie manche Mitstreiter, grundlegende andere Erfahrungen zunächst in kleinen Gemeinschaften zu versuchen indem extreme Erfahrungen ausprobiert werden könnten. Sie bildeten eine Geheimgesellschaft „Acephale“ als Experimentierfeld.

Es brauchte einen Ausweg, der sich bot dadurch, das abzuschaffen, was die Perversion der Gemeinschaften als Knechtschaften für alle die, die nicht die Macht hatten, verwandelt hatte, diese Gesellschaften mit einem Kopf, der sich rücksichtslos durchsetzen konnte, einmal im Besitz der Macht.

Diesen Kopf zu entfernen lag auf der Hand, nicht nur nach Freuds Vorstellungen von der Gesellschaft, die sich bildet nach dem Mord des Vaters oder Nietzsches Tod Gottes.

Es ging darum begreifen zu lernen, dass mit der Erkenntnis, dass der Tod als Erfahrung die Menschen zueinander brachte in die Notwendigkeit einer Gesellschaft, die sie schützt vor dem Entsetzen des jedem drohenden Todes, sie den Zugang zum Universellen in sich selbst finden kann, wenn sie darauf verzichtet, sich unter einer größeren Macht

angesiedelt zu wöhnen, die einen Zugang zum Universellen ermöglichen kann, sei es in tiefen Meditationen, in Erscheinungen gottgleicher Gestalten oder nach dem Tod in einer absoluten Erkenntnis, die dann gewährt würde.

Die Frage war, wie ein gemeinschaftliches Gefühl zu erreichen sein könnte, das stark genug ist, Massen zu mobilisieren, die ebenso groß sind, wie die, die von den cephalen Gesellschaften erreicht werden, wenn sie ewige Erlösung wähnend dem entgegengehen, dass sie Außerordentliches und unumstößlich Wahres, das sie für immer beruhigen könnte, erfahren würden, wenn sie den Weg, der ihnen verheißen wird, gemeinsam gehen.

Bataille entging nicht, wie wichtig es ist, zu entschlüsseln, weswegen so viele dem cephalen Modell folgen, bereit sind in Massenhysterien mit allen Anzeichen sexuellen Genusses ihren jeweiligen Führern zu folgen, und bereit waren, sogar ihr Leben für sie hinzugeben.

Die Frage, die ihn umtrieb, war, wie kann man die Massen bewegen, ohne sie zu verführen einem einzigen Menschen oder einer einzigen Idee zu folgen, mit der Aussicht auf ein Heil, das, jeweils verändert, in den verschiedenen Gesellschaften, sie mit der Reklame lockte, ein ewiges Leben erringen zu können, sei es an den Tafeln der Heroen in der Antike, sei es in den Himmeln der Religiösen. Er erkannte, dass diese Verführung die Massen versammelt, weil sie auf der Basis der Verleugnung des Todes funktioniert.

Seine Schlussfolgerung war, den Tod in den Mittelpunkt der Überlegungen zu stellen, in dem Sinne, dass es vermutlich, der Kraft der Verleugnung entsprechend, die Angst vor dem Tode ist, die die Gesellschaften ursprünglich begründet haben. Da nichts vergleichbar erschreckend ist, wie der Verlust des Lebens eines Menschen mit dem man sich verbunden fühlt, ist diese Erfahrung allein unerträglich und so braucht es Gemeinschaften, sie in der Entwicklung kultureller Rituale ins Leben einzubinden.

Wir brauchen den anderen Menschen, um überhaupt begreifen zu lernen, dass es den Gestorbenen gegeben hat, man nicht einer Illusion erlag. Ein Zeugnis dessen Leben ist notwendig. Darüber hinaus ist es lebensnotwendig die Leere die durch sein Fehlen entsteht, mit anderen teilen zu können, um sich selbst nicht in dieser Leere zu verlieren. Da die stärkste Kraft, die wir kennen diejenige ist, die uns aneinander kettet, die sexuelle, ist es auch diese, die als einzige geeignet ist, eine solche Leere zu überbrücken, um leben zu können. Bei Freud ist das auch zu finden und Bataille kannte Freuds Werk.

Aus der Notwendigkeit, die sexuelle Kraft nutzen zu müssen, da es keine stärkere gibt, um eine andere als eine religiöse Form der Vergesellschaftung zu erreichen, begriff er, wie ähnlich die Formen der religiösen Exaltationen denen der sexuellen sind, wenn man nicht heute sagen muss, es sind die gleichen, nur unterschiedlich genutzt.

Die orgiastische Energie ist eine Quelle, die jedem nutzbar ist, die erfahrbar erkennen lässt, welche gigantischen Kräfte in uns schlummern, die wir nur sehr begrenzt im Normalfall nutzen und die, schon immer im Fadenkreuz der Mächtigen der religiösen Gesellschaften waren, die wussten, wie wichtig es ist, sie in ihrem Interesse zu kanalisieren, damit sie nicht wild wuchern und ihre Kraft zur Veränderung der hierarchischen Verhältnisse entfalten. Es war längst bekannt, dass die sexuelle Kraft besser als alle rituellen Möglichkeiten entfesseln kann, was in uns steckt.

Aus dieser Erkenntnis entwickelte sich im Inneren der religiösen Gesellschaften die Meditationspraxis, die, bis in orgiastische Zonen getrieben, zu erkennen gab, woher sie ihre Kraft bezieht.

Auch Todesnähe und der Tod selbst durch sexuelle Ekstase hervorgerufen, kam als Praxis der Rituale durchaus vor. Darin entdeckte sich eine Ahnung davon, woher wir kommen und wohin wir gehen werden. Da wir es bis jetzt nicht anders als ein Nichts, das eine enorme Kraft ist erfassen können, bietet sich an, dieses Nichts als größte Kraft zu denken.

In der Auflösung des Selbst in diesen Zuständen sich neu erkennen zu können und damit Zugang zu den Geheimnissen unserer Herkunft und unserer Zukunft erfassen zu können, machte sich Bataille zur Aufgabe und bildete dafür mit anderen die Gruppe „Acephale“.

Die Tabus als das zu erkennen was sie sind, die Mauern unseres Denkgefängnisses, war der Weg der sich entwickelte, an ihnen entlang orientierte er sich wie ein Skifahrer im dichten Nebel an den Stangen der Liftgesellschaft. Sie zu brechen war der Weg.

Aus diesen Überlegungen, die die Macht des sexuellen Erlebens mit der Macht des Schreckens vor dem Tode verbindet, entwickelten sie Methoden, außerhalb der religiösen Meditationspraktiken, sich zu erfahren im Zustand des Exzesses.

Daraus entstand „Blau des Himmels“. Es ist der Himmel, der nicht mehr über, sondern unter uns sich auftut, wenn wir erkennen, dass kein Kopf, der höher ist als wir selbst uns vor der Erkenntnis retten kann, dass die Gewalt des Abgrundes unter unseren Füßen unausdenkbar groß ist, eben wie das Blau des Himmels, wenn wir bereit sind, uns dem zu stellen und daraus andere Gesellschaften zu entwickeln wagen, die nicht wie die jetzigen, uns immer wieder in die entsetzlichen Zonen der Eitelkeit einzelner Mächtiger führen, die uns dazu bringen, für sie irgendwelche Kämpfe durchzuführen, die niemandem nützen außer ihnen selber, und deren Verführung wir auf den Leim gehen, dadurch, dass wir mit ihnen irgendwelche Hoffnungen auf ein ewiges gutes Leben verbinden.

So platt wie Göring hat das kaum jemand je ausgedrückt: „12 Jahre gut gelebt war es wert“ vor dem Nürnberger Tribunal. Seine sichtbare Gier und seine Eitelkeit machten es für alle erkennbar, woraus sein Wille zur Macht bestand.

Das diese Gefahr jeder cephalen Gesellschaft droht, wenn nicht sogar ihr immanent ist, war Batailles Antrieb, etwas ganz anderes zu suchen.

Gehen wir diesen Weg mit ihm, bleibt uns nichts als den Tod hinzunehmen, nicht als etwas Erschreckendes, sondern als etwas, das uns in eine noch unerkannte Wahrheit führt, also erfreulich nur sein kann.

Es geht ihm um die Freude vor dem Tod, nicht in dem Sinne ihn zu suchen, das wäre gegen das Leben, sondern ihn hinzunehmen in Freude.

Einen solchen Tod hatte mein Mann Albrecht im Dezember letzten Jahres, einige hier kannten ihn noch. Er starb nach vielen Krankheiten, die seinem Treppensturz vor 6 Jahren folgten. In der Zeit gab es viele gute Zeiten, die er nutzte mit all seiner Lebensfreude, so gut er konnte. Ein Ungläubiger seit Jahrzehnten, hoffte er nicht auf irgendwelche Rettung vor dem Tod, sondern ging dem ruhig entgegen bis fast zuletzt, als er schon unter schwerer Atmung dem Ende entgegen ging und für kurze Zeit unruhig wurde. Ich dachte,

es könnte sein, dass er sich vielleicht doch fürchtet und sagte ihm, dass er sich nicht zu fürchten brauche, es gäbe keine Gefahr, nur etwas zu entdecken, etwas, das ihm in Kürze begegnen würde, anders als uns Lebenden, eine einzigartige Erfahrung, die ihm kurz bevor stehe und er als der Abenteurer, der er immer war, doch auch jetzt begierig sein müsse, sie zu machen, die unmöglichste im Leben. Er wurde daraufhin ganz ruhig und starb kurze Zeit später in Ruhe.

Nach seinem Tod war im Raum eine ungeheure Macht zu spüren, die ich nicht erklären kann, ich öffnete das Fenster, weil ich mal gehört hatte, das macht man so, um die Seele, oder was auch immer, aus dem Raum zu lassen, und setzte mich wieder. Nach kurzer Zeit verging dieser Eindruck einer Macht und ich saß einfach neben einem Leichnam, dem ich dann zuschaute, wie die Zeichen des Todes zunahmen. Eine Freundin rief an, ich sagte ihr, was gerade passiert ist; sie kam, setzte sich dazu, und wir redeten ein bisschen über alles was uns einfiel. Als sie dann ging, ging ich zu den anderen im Pflegeheim und weinte ein bisschen in ihre Tränen.

Es ging Bataille darum, die Dinge zu verkehren. Im Cephalen das Acephale, im Hehren das Unschöne, im Moralischen das Dunkle und Dreckige zu suchen. Nicht um es zu beklagen, sondern um es zu entschleiern, zu entdecken, dass es enthalten ist, wie im Licht am Beginn des Universums das Dunkel, aus dem es kommt.

1936 gründete er mit einigen anderen die Geheimgesellschaft „Acephale“. Sie ergab sich aus dem Diskurs mit den Surrealisten, in deren Mitte sich Bataille niemals befand, da irrt Wikipedia. Mit Breton verband ihn eine intellektuelle Freundschaft, aber der Hang der Surrealisten zur Mythenbildung ließ ihn bald seine eigenen Wege gehen.

Gleichzeitig mit „Acephale“ bildete sich eine soziologische Gruppe, die das Geschehen in der Geheimgesellschaft wissenschaftlich aufarbeiten wollte, die länger Bestand hatte als „Acephale“ und in erste soziologische Seminare, einer neuen Wissenschaft, mündete.

Die Frage, wie man Massen mobilisieren kann, ohne sie auf einen Menschen oder Gott zu fixieren, trieb ihn um, und er kam zu dem Schluss, dass es nicht anders möglich ist, als das zu aktivieren, was sie am meisten zu bewegen imstande ist, den Trieb an sich. Wie das zu bewerkstelligen sein könnte, darüber gibt es bei ihm keine Auskunft, er war nicht an den Zielen interessiert, nur an dem Weg, der möglichst ohne Ziel sein sollte, damit nicht wieder ein geschlossenes System entstünde mit der Folge der Unmöglichkeit Neues zu erkennen.

Ihn beschäftigte die Frage, wie die Menschen fähig sein könnten über den Rand der Denkbareit hinweg Erfahrungen machen können und erkannte zwei Möglichkeiten, die exzessive meditative, die er bei den Mönchen fand und die exzessive sexuelle, die er mithilfe von Prostituierten sich ermöglichte.

Letzteres baute er dann gedanklich bis in die Todesnähe oder den Tod selber aus, um darzustellen, wo die stärksten Kräfte in den Tod übergehen, ein Weg, der ihn faszinierte, wohl auch in der Hoffnung, ihm Neues abzuringen.

„Das obszöne Werk“ ist davon ein Beispiel, wie auch „Blau des Himmels“.

Die Erlebnisse in „Acephale“ waren geheim, es ist auch nicht viel von den direkten Erlebnissen bekannt geworden, nur die Folgen der entstandenen Unerträglichkeiten unter den selbsternannten Probanden der Gesellschaft sind in Briefen und Aufsätzen herausgekommen und von Rita Bischof aufgearbeitet worden. In den 5 Journalen „Acephale“ sind viele wichtige Aufsätze von Bataille erschienen.

So zum Beispiel im 5. Band: „Der Mensch kann, statt der Repräsentation Gottes, die Vorstellung seines eigenen Todes zum Gegenstand der Meditation und der Ekstase machen. Das erwartete Ergebnis kann nur der freudig, als Vollendung des Lebens hingenommene Tod sein, nicht aber die Suche nach dem Tod, die die Verdammung des Lebens bedeutet. Was geliebt werden kann, ist das Leben, aber das Leben ist das, was sich im Tod verliert, und die Möglichkeit sich zu verlieren kann bis zur Ekstase gelebt werden.“

Oder: „Die Gesellschaft gravitiert um Kerne, die durch Bindungen des Herzens gebildet werden. Ich (Bataille) werde zu zeigen versuchen, dass diese Kerne von Menschen des Todes gebildet werden, dass heißt von Menschen, die dem Tod einen Sinn geben.

Oder: „Die Freude vor dem Tod ist an einen selbstbewussten Willen zur Verschwendung gebunden.“ (hieran hat er eine ganze Ökonomie der Verschwendung geknüpft, die den Potlatsch zum zentralen Wirtschaftsfaktor machen will.)

Oder: „Alles in allem versuche ich herauszuarbeiten, dass das Problem des Todes das wesentliche Problem des Menschen ist.“

Oder: „ich lehre die Kunst die Angst in Wollust zu verwandeln.“

Rita Bischof dazu: „ zwar zielen die Verschworenen ihre Stärke daraus, dass sie sich auf ihre Gemeinschaft konzentrieren, doch darf ein solcher Rückzug nicht mit Blindheit gegenüber der äußeren Gesellschaft erkaufte werden, weil ihre starke innere Existenz nur dann Existenz ist, wenn sie auch nach außen wirkt, und diese Ausstrahlung kann die einzelnen nicht gleichgültig lassen, sondern verpflichtet sie.“

Bataille: „ das sakrale Ritual bezweckt nichts anderes, als in der geteilten und mitgeteilten Erfahrung Todesangst in Freude zu verwandeln.“

„In die Freude vor dem Tod einführen heißt die menschliche Differenz zu affirmieren, heißt ihr die größtmögliche Bedeutung und den Charakter einer Aufforderung geben. Mit ihr ist eine Zustimmung verknüpft, die die Bejahung des Lebens bis in den Tod hinein ist und daraus erhellt, dass die Pratique de la joie devant la mort nicht nur ein Element des Begehrens in sich enthält, sondern immer auch eines des Aufbegehrens.“

In seiner Anthologie „Die Erotik“, die ich sehr zum Lesen empfehle, kommt Bataille in ganz wenigen sehr leisen Sätzen doch auf erstaunliche Erkenntnisse, nach dem ganzen Furor der frivolen Kunst. Er meint in einem Satz, ziemlich am Ende des Buches, dass es doch wohl so sei, dass mit viel Zeit und der Erfahrung, die er mitbringt, eine Erotik möglich sei, die nicht an die Exzesse gebunden sein muss (und womöglich auch nicht mehr an die Schönheit, dazu äußert er sich nicht) und so ein weit innigeres Empfinden erreichbar ist. Mir schien, er ist erwachsen geworden und zufrieden mit seiner zweiten Frau. Das solcherlei nicht nur über seinen Weg erreichbar ist, liegt auf der Hand.

Uneins bin ich mit seiner Einschätzung der Bedingungen für Erotik, er knüpft es an die Moral der Kirchen und die daraus folgende Scham.

Auch einer anderen seiner Vorbedingungen für die Entwicklung von Erotik würde ich gerne widersprechen. Er führt die Schönheit als unabdingbar dafür ein. Zum einen ist es ja klar auf der Hand, dass Schönheit im Auge des Betrachters liegt und vieles enthalten kann, keineswegs nur Sichtbares. So, wie er es ausdrückt, scheint mir aber, dass er das typische männliche Blicken auf den weiblichen Körper meint, den der jungen Frau, ihren paradigmatischen Körper, der fleckenlos sein muss. Diese etwas zwanghafte Sicht kann man wohl in die Zeit, in der er lebte, versetzen und von dort aus verstehen, dazu würde heute so manches andere gesagt werden können und müssen.

Was die Scham angeht, denke ich statt dessen, ist es, grade auch, wenn man ihm folgt, in seinen Argumenten viel näher liegend, dass die Erotik sich ergibt aus der Fremdheit des Anderen, zu dem man sich hingezogen fühlt, die erahnen lässt, dass es nicht unbedingt nur Schönes zu entdecken gibt, sondern auch Beängstigendes, bei gleichzeitigem Drang sich dem zu ergeben, gleichgültig was es mit sich bringt. Diese Zwiespältigkeit reicht meines Erachtens völlig für die Entstehung dessen, was wir Erotik nennen und schließlich kann man wohl kaum unterstellen, dass Ethnien, die unsere Scham nicht kennen nicht erotisch miteinander umgehen. (es dämmert noch so ein bisschen Postkolonialismus) .

Die Sorge mit dem eigenen Begehren im anderen völlig unter zu gehen ist wohl allen Menschen inbegriffen, wenn sie sexuell aktiv werden bei dem gleichzeitigen Wunsch, wie Bataille es ja zu Recht ausführt, dadurch im gänzlichen Sein, der Kontinuität, aufzugehen und damit ein todesgleiches ewiges Nirwana zu erreichen mit der Hoffnung auf Erkenntnis aller Geheimnisse.

Die umgekehrte Entwicklung, wie de Sade, mit dem er sich viel beschäftigt, sie ausgeführt hat, das sich in sich zu verbunkern und außen alles für unbedeutend zu halten, hat für meine Begriffe mit Erotik nichts mehr zu tun, zumindest nicht in dem Sinne, dass es sich an einen menschlichen anderen wendet, denn sie sind objektiviert, als Andere abgeschafft. De Sade wendet sich nur noch an den großen Anderen, Gott oder Ähnliches, mit dem ein erotischer Kampf ausgetragen wird, wer wen zuerst tötet, wobei de Sade sich abmüht, Gott zu töten, mit der Heftigkeit einer maßlosen und zwanghaften Übertretung aller denkbaren Tabus. Die menschlichen anderen sind nur Kulisse dieser Aktivität, sich selbst und alle anderen zu entmenschlichen ist sein Werk, so gründlich wie nur möglich.

Angemerkt sei noch, dass Bataille dem Kinsey Report viele Seiten widmet, die meiner Meinung nach nichts Neues bringen, damals vielleicht, aber eines enthalten, dass es nichts bringt, die Dinge, wie den Orgasmus, zu zählen, davon erhält man keinerlei neue Erkenntnis außer der reinen Zahl.

In Batailles „Das College de Soziologie 1937-1939“ habe ich etwas gefunden, das derart empörend, chauvinistisch und außerdem falsch ist, dass ich es hier nicht unerwähnt lassen möchte. Es betrifft, die schon oben angemerkte Bedingung Batailles für die Erotik, die Schönheit, und ich werde es im Folgenden zitieren und dann mit einem Erlebnis aus der Bretagne in diesem Sommer, aus dem ich eine Kurzgeschichte gemacht habe, Lügen strafen und in den Orkus der frauenfeindlichen, altersdiskriminierenden, inhumanen männlichen Wahnsinnsverstiegenheiten verbannen. Diese furchtbaren Sätze sind die einzigen, die ich in seinem ganzen Werk als obszön empfunden habe.

Aus dem College de Sociologie am 22. Januar 1938 ein Vortrag von Bataille, folgender Auszug:

Zwischen zwei Wesen (während der sexuellen Kommunikation), deren Bewegungen von überbordender Lebendigkeit sind, ist das Thema der wechselseitigen Abstoßung, die sich auf die Geschlechtsteile bezieht, als ein Vermittler, als ein Katalysator präsent, der die Macht der Kommunikation steigert. Gewiss sind die Geschlechtsteile nur dann wirklich abstoßend, wenn sie einem Wesen zugehören, dem jeder Zauber abgeht - zum Beispiel einer alten dickleibigen Frau. Doch die Organe der begehrtesten Frau haben teil an dem ekelhaften Charakter der Organe der dickleibigen alten Frau. Sie haben also teil an der Natur des sakralen Kerns; was umso weniger überrascht, als dieser, wie gesagt, sich neben anderen tabuisierten Gräueln auf das Menstruationsblut bezieht. Das Wichtigste ist hier die Tatsache, dass gleichsam ein Bereich des Schweigens zwischen einem Mann und einer Frau tritt und sie gebieterisch in Bann schlägt.“

Lotterleben

Mit fast 80 Jahren Lebenserfahrung, die mit allen Wassern gewaschen sind, steht sie an der Pier im Hafen von Aber Wrac'h und blickt auf den Horizont.

Rechts neben ihr ist eine Lücke in der Menschenmenge. Die Leute versuchen, die Schiffe zu erkennen, die am Horizont ihre Runden einer Regatta drehen. Sie trinkt ein Bier und genießt den sonnigen Abend, als urplötzlich ihr Bauch sich auf merkwürdige Weise warm öffnet. Sie dreht sich um und sieht, dass ein Mann sich in die Lücke gestellt hat, dem sie lächelnd und forschend ins Gesicht sieht.

Sie sagt: „Beobachten Sie auch die Regatta?“ Er: „Hm“ und reicht ihr sein Fernglas.

Er: „Wollen wir den Abend zusammen verbringen?“ Ihr Bauch diktiert die Antwort: „Hm.“

Er küsst sie so zärtlich, als würden sie sich schon immer kennen und schleust sie zu seinem Wohnmobil, das nicht weit weg steht.

Sie ist völlig fasziniert von ihm, ihr Bauch schreit nach Kontakt zu seinem. Sein sonnengebräunter Körper zieht sie magisch an, sein leichtes Lächeln im runden Gesicht, die sinnlichen Lippen, die strahlenden, saugenden Augen rufen nach ihr. So folgt sie ihm hypnotisiert durch den Hafen.

In seinem Wohnmobil trinken sie erst mal eine Flasche Schweppes und tauschen die Rahmendaten ihrer Leben aus. Seine Frau ist in Urlaub, ihr Mann gestorben. Die Kinder bekommen Namen, Berufsbezeichnungen und Alter, die Enkelkinder Namen und Alter. Sie tragen ihre Namen und Telefonnummern bei Whatsapp ein und reden kurz über ihre Berufe.

Das Ratespiel, wie alt sie seien, endet damit, dass er 10 unwichtige Jahre jünger und 6 ebenso unwichtige cm kleiner ist.

In seinem Doppelbett kleben ihre Körper sofort aneinander, als hätten sie sich lange nicht gesehen, aber nacheinander geseht und werfen ihre Hüllen ab.

Seine Hände gleiten überall hin und ihre gleiten über seinen Umriss, sich zu orientieren über das Ausmaß des warmen, auf ihr liegenden Körpers, als wäre er eine Erweiterung ihres.

Ihre Häute übernehmen die Regie, sie drängen sich aneinander, dass jeder Zentimeter die andere erreicht. Sie erwärmen sich, werden heiß, .

Sein Mund gleicht einer riesigen breiten warmen Öffnung, die über ihre Haut gleitet, ihrer wird zu einem Schlund, der bis in den Bauch den Körper öffnet. Seiner erkundet alle Berge, Täler, Höhlen und Spalten und saugt sich fest, wo es hügelig ist, bis die Oberflächen sich auflösen und die Gehirne zerfließen.

Sie gehen essen und unterhalten sich über das Geschehene.

Lachend nehmen sie einander in den Blick, sagen sich, dass Tabus dazu da sind, sie zu übertreten.

Im Hafen unterhält er sich mit einem Freund, der die Regatta mitgesegelt ist. Danach kommt er wieder zu ihr und nimmt sie innig lächelnd bei der Hand, als könnte sie ihm verloren gehen und sie streben zurück in sein Doppelbett.

Ihre Häute quälen sie und sie geben ihnen das Recht. Er gibt viele Worte der Liebe von sich, ihren Körper in seinen Himmel zu heben. Er begrüßt alles einzeln, was sich gut für ihn erhalten hat in all den Jahren und feiert seinen Genuss daran. Sie kann kaum sprechen, denn wenn er nicht spricht, küsst er sie, sodass sie nur antwortet, als er fragt, ob sie auch so glücklich sei wie er. Sie genießt seinen runden glatten Körper, seine Wärme, sein heißes Begehren nach ihr und fühlt sich so schön, wie er sie macht.

Erschöpft schläft er irgendwann ein und sie liegt wach, zufrieden und lächelnd neben ihm, bis zum frühen Morgen.

Sie laden ihr Fahrrad auf den Gepäckträger seines Wohnmobils und fahren zu ihrem Wohnmobil, sitzen noch einige Zeit am Strand auf ihrer Lieblingsbank auf der Düne und feiern, einander zulächelnd, den frühen Morgen und den wunderbaren Blick über die weite Bucht.

Sie frühstücken bei ihr, essen den leckeren Kuchen seiner Frau und singen „La vie en rose“, das er während der Fahrt vor sich her gesummt hatte.

Sie bringt ihn über die Düne zu seinem Wohnmobil zurück und sie verabschieden sich, mit einem Anflug von Trauer, gehüllt in warme, zufriedene Häute.

Der Lohn der Angst

Von dem, was nicht täuscht und die Ausnahme zu sich selbst bildet

Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten im Rahmen der Veranstaltung „Le lien social“ am 6.9. 2025 in Bregenz.

In seinem zehnten Seminar verblüfft Lacan die Zuhörer mit einem Hinweis auf die Schlüsselfunktion des diesjährigen Themas: „Die Angst“, erklärt er, „ist ganz genau der Treffpunkt, an dem Sie *all das erwartet*, worum es in meinem früheren Diskurs gegangen ist und an dem eine gewisse Anzahl von Begriffen einander erwarten, die Ihnen bisher vielleicht nicht ausreichend miteinander verbunden erschienen sind“ (Lacan 2010: 11). Lacan versucht die verschiedenen Aspekte seiner vorangegangenen Überlegungen zusammenzuführen, indem er erklärt, die Angst korreliere mit einer entscheidenden Etappe bei der Entstehung des Subjekts. Sie sei „eine mittlere, nicht aber eine vermittelnde Position“ zwischen dem, was er „auf mythische Weise [als] Subjekt des Genießens“ – und was er als das durch die Sprache gesplante Subjekt bezeichnet, nämlich das Subjekt des Begehrens.

Die Verständnisschwierigkeit dieses Konzepts besteht darin, dass der Übergang zwischen besagtem „mythischen Subjekt“ hin zum gespaltenen Subjekt mit der Entbindung von Angst verbunden ist, und zwar grundsätzlich. Angst entspricht also nicht nur einer unvermeidbaren traumatischen Erfahrung. Sie entspricht auch jenem *dynamischen Aspekt der Sprachlichkeit*, den Lacan als „Begehren des großen Anderen“ bezeichnet.

Angst und Sprache sind demnach eng miteinander verwoben. Um diesen Zusammenhang vorstellbar zu machen, werde ich meine Erläuterungen in zwei Schritte gliedern. Ich werde den schwer zugänglichen „Teilungsapparat“ kommentieren, mit dem Lacan in seinem zehnten Seminar den Übergang zwischen dem mythischen Subjekt des Genießens zum Subjekt des Begehrens schematisiert. Zuvor werde ich die mit Angstentbindung verknüpfte Subjektgenese an zwei Kinderanalysen konkretisieren, nämlich Freuds kleinem Hans und Melanie Kleins Dick.

Über dieses Kind veröffentlichte die Analytikerin 1930 ihre berühmte Darstellung. Das Kind ist stark zurückgeblieben, es verfügt über kaum einen Sprachschatz, es macht in die Hose und ist schwer zu ernähren. Zudem ist es an Menschen wie der Therapeutin in etwa so desinteressiert wie an Möbelstücken im Behandlungszimmer. Der Junge befindet sich, so meine These, in einem Zustand, der dem des mythischen Subjekts des Genießens entspricht. In jenem Schlüsselmoment der Behandlung, der eine Veränderung dieses autistisch anmutenden Verhaltens bewirkt, spielt die Angst eine Schlüsselrolle. Melanie Klein fällt nämlich die prinzipielle *Unfähigkeit des Kindes zur Angstentwicklung auf*. Diese Unfähigkeit steht in einem ursächlichen Zusammenhang mit seiner retardierten Entwicklung.

Ich erinnere an die Grundzüge von Melanie Kleins Intervention: „Als ich ihm“, so Klein, „die vorbereiteten Spielsachen zeigte, betrachtete er sie völlig interesselos“ (Klein 1930: 44). „Ich stellte dann“, so Klein weiter, „einen größeren neben einen kleineren Zug und benannte sie ‚Papa-Zug‘ und ‚Dick-Zug‘“ (ebd.). Hier nun geschieht etwas, das Klein zwar beiläufig wiedergibt, doch den Charakter des Überschreitens einer Schwelle hebt sie nicht ausdrücklich hervor: „Er nimmt hierauf den kleinen von mir Dick benannten Zug, lässt ihn zum Fenster fahren und sagt: ‚Station‘“ (ebd.). Klein daraufhin: „Ich erkläre: ‚Station ist Mutti – Dick fährt in die Mutti‘ (ebd.). Auf diese Intervention hin erfolgt eine Reaktion, die man als Aufkeimen des bislang völlig fehlenden Bezugs zu Gegenständen – und vice versa – zu sich selbst verstehen könnte. Das Kind, so Melanie Klein, „lässt hierauf den Zug sein, läuft zu dem durch die Doppeltüren des Zimmers gebildeten Zwischenraum, schließt sich dort ein, sagt dabei ‚dunkel‘, läuft gleich wieder von dort heraus und wiederholt dieses Vorgehen einige Male“

(ebd.): Daraufhin interveniert Melanie Klein erneut: „Ich erkläre ‚Dunkel in Mutti‘, ‚Dick ist in dunkler Mutti‘“ (ebd.).

Nach dieser Intervention zeigt das Kind erstmals die Empfindung von Angst, was vorher völlig fehlte. Diese Angstempfindung ist geknüpft an das – zuvor ebenso fehlende – Interesse für Gegenstände und auch für sein Kindermädchen. „Dick hatte“, so Klein, „als ich ihn in der ersten Stunde von dem Kindermädchen übernahm, diese[s] ... ohne jede Affektäußerung verlassen.“ (ebd.: 44). Doch „während meiner Erklärung, dass er in die dunkle Mutter [also den Türzwischenraum] gehe, sagte er zweimal fragend: *Nurse is soon coming*, was er wiederholt, auch später richtig anwendet und beibehält“ (ebd.).

Es bestand bei Dick, so Klein zusammenfassend, zunächst „eine fast vollständige Affekt- und *Angstlosigkeit* [die einher ging mit] eine[r] sehr weitgehende[n] Abkehr von der Realität, Unzulänglichkeit, das Fehlen einer affektiven Beziehung ... Gleichgültigkeit gegenüber Schmerz...“ (ebd.: 50). Durch ihre Intervention gelang es ihr jedoch, „bei dem ganz affekt- und interesselosen Kind *Angst* zu aktivieren...“ (ebd.: 48). Dies geschah nicht dadurch, dass Klein das Kind fahrlässig verängstigte. Klein erahnte, dass die Angst ein notwendiger Modus auf dem Weg zur Ausbildung einer vormals fehlenden Beziehung zu Objekten ist. Ich präzisiere: Es gab keine (mit Interesse wahrgenommenen) Objekte, weil es auch kein Subjekt gab; kein Subjekt des Begehrens.

Mit Bezug auf Lacans Modell der drei Phasen folgt daraus, dass die Angst bei dem kleinen Dick nicht nur den Weg zur fehlenden Beziehung zu Objekten ebnet. Die Angst geht ebenso einher mit dem Übergang von einem „Subjekt des Genießens“ zu einem gespaltenen Subjekt des Begehrens. Der Name „Dick“ ist im Englischen ein Slang-Ausdruck für Penis. Dieser Name, den Klein dem Kind gab, hängt wohl auch damit zusammen, dass die Therapeutin diesem Kind die Grundstruktur des Ödipuskomplexes brachial um die Ohren haut. Lacan spitzt diese Intervention zu. Melanie Klein sagt dem Jungen: „Du willst deine Mutter ficken“ (Lacan 1978: 90).

Man wird sich fragen, ob ein Kind in diesem Alter so etwas überhaupt versteht. Seine Reaktion auf die Intervention lässt erahnen, dass wir den Begriff des „Verstehens“ im Rahmen der ödipalen Struktur weiter fassen müssen. Da das Kind nach der Intervention Reaktionen auf seine Umwelt zeigt, zu denen es vorher nicht fähig war, muss man den Einwand, ob Dick diese Intervention versteht, genau umkehren. Folge dieser Intervention, Dick sei ‚in Mutti‘, ist nämlich, dass das Kind überhaupt erst *verstehen* lernt – wozu es vorher kaum in der Lage war. Die Ödipus-Struktur ist offenbar komplexer als jenes Grundmuster, gemäß dem die Figur des Ödipus in Sophokles’ Drama zunächst den Vater erschlägt, um daraufhin mit seiner Mutter zu schlafen. Sie ist verknüpft mit der Sprachstruktur als solcher.

Worauf ich hinaus will, ist folgendes: Durch ihre Intervention reißt Melanie Klein das Kind offenbar aus einer Gleichgültigkeit des autoerotischen Genießens heraus. Entscheidend für diese Entwicklung ist der Moment, in dem dieses vormals apathische Kind erstmals Angst empfindet. Dass die Angst das zentrale Strukturmoment für die Ausbildung der kindlichen Subjektivität ist, lässt sich an Melanie Kleins Vignette allerdings nicht weiterverfolgen. Daher muss ich den weiteren Verlauf der Subjektwerdung an einer anderen Krankengeschichte illustrieren, bei dem die Angst ebenso das Schlüsselphänomen ist, nämlich die Falldarstellung des kleinen Hans.

Diese Geschichte könnte man als Fortsetzung jener Genese des Subjekts lesbar machen, die man am Beispiel des kleinen Dick verfolgen konnte. Im Gegensatz zum kleinen Dick ist bei Hans die Ödipus-Struktur sehr viel ausgeprägter. Sein Vater ist eine unglaubliche Figur. Dass er den Sohn stets mit zu seiner Mutter – also Hansens Großmutter – mitnimmt, lässt erahnen, dass dieser Vater sich noch nicht von seiner eigenen Mutter getrennt hat. Das Problem des kleinen Hans ist also ein Vermächtnis seines Vaters. Und aus diesem Grund ist die Beziehung des kleinen Hans zu seiner Mutter überaus eng. Sie nimmt den Jungen überall mit hin, ins Ehebett und sogar mit auf die Toilette.

Hansens Angst vor dem Pferd entspricht einer Doppelstruktur. Sie ist einerseits die Manifestierung der bangen Befürchtung, von dieser überpräsenten Mutter verschlungen zu werden. Die vertrackte Pointe der Falldarstellung läuft darauf hinaus, dass der Junge von seinem Vater die Lösung erwartet. „Fick sie ein bisschen mehr!“ (Lacan 2003: 426) – diese Worte legt Lacan dem Jungen in den Mund. Das Kind souffliert dem Vater, er möge das Begehren dieser Mutter saturieren, damit sie endlich von ihm ablässt. Dadurch soll das allzu eng geflochtene Band zwischen Mutter und Sohn zerschnitten werden.

Dieses Zerschneiden des Bandes zwischen Mutter und Kind wird jedoch symbolisiert durch das *Beißten des Pferdes*. Der kleine Hans assoziiert nämlich den Schnurbart des Vaters mit der Schnauze des Gauls. Der Fall zeigt demnach eine ausweglose Situation: Das Kind hat Angst davor, von seiner überpräsenten Mutter verschlungen zu werden. Die mögliche Lösung, wonach der Vater das Band zwischen Mutter und Sohn durchbeißt, ist aber ebenso mit Angst besetzt.

Die Struktur dieses ödipalen Konflikts übersetzt Lacan in eine Sprachstruktur. Dabei macht er den Ödipuskomplex lesbar im Sinne der Logik des Signifikanten. Um diesen Gedanken auszubuchstabieren, erinnere ich daran, dass es dem kleinen Hans ähnlich ergeht wie dem kleinen Dick. Hans ist mit der Lokomotive in die Mutti hineingefahren und steckt nun in ihr fest. Dieses Feststecken ist ein anderer Ausdruck dafür, dass der Junge von einer existentiellen Angst vor der Vernichtung erfasst wird. Davon befreit werden könnte er durch eine väterliche Intervention, die Lacan als Sprachoperation schematisiert, die grundlegend ist für das alltägliche Sprechen in jedem Gespräch.

Um dies verständlich zu machen, muss ich daran erinnern, dass Sprache aus einer grundsätzlichen Doppelstruktur besteht. Hinsichtlich des Primärprozesses kategorisiert Freud die Polarität zwischen zwei Operationsarten, der Verschiebung und der Verdichtung. Diesen beiden Operationsarten entsprechen in der Linguistik den beiden Figuren der Metonymie und die Metapher.

Entscheidend ist nun, dass man sich vorstellt, dass die sprachliche Verknüpfungsart der Metonymie einen polaren Gegensatz zur Metaphorik bildet. Am eindrücklichsten erhellt Lacan diesen kategorischen Gegensatz am *Signorelli*-Beispiel. Freud kann sich an den Namen eines Malers nicht erinnern, weil der mit Tod und Kastration assoziiert ist. Alle Ersatzbildungen, die ihm stattdessen einfallen, fügen sich zu einer lückenlosen Kette, deren Aufgabe es ist, die Verdrängung aufrecht zu erhalten. Vergessen wird der Name *Signorelli*, weil eines seiner Gemälde jene „letzten Dinge“ darstellt, die sich nur metaphorisch repräsentieren lassen. Entscheidend ist dabei, dass die Erinnerung an den Namen des Malers verborgen bleibt, weil auch die Erinnerung an die Lautfolge *Signorelli* daran geknüpft ist, eine metaphorische Operation auszuführen. Denn im Gegensatz zur Metonymie, die Freud nur von *Boltraffio* zu *Traffoi* führt, also ‚von Hölzchen auf Stöckchen‘, wird der Name vergessen, indem er durch eine Metapher vor dem Bewusstsein verborgen bleibt. Denn durch die Metapher erfolgt, wie Freud im Witzbuch schreibt, ein „Sprung von einem Vorstellungskreis in einen anderen“. Entscheidend ist, dass die Metapher nicht allein eine poetische Sinnschöpfung ermöglicht; das *Signorelli*-Beispiel verdeutlicht, inwiefern eine invertierte Metapher die Struktur der Verdrängung ermöglicht, indem sie zwei Vorstellungskreise voneinander abschneidet. Die Metapher verbindet die Funktion des Schnitts mit der Kastration. Nicht zufällig hebt Lacan hervor, das Symptom „ist eine Metapher“.

Ich komme nun zum Kernpunkt der Ödipus-Struktur, den Lacan im Zuge seiner Lektüre der Fallgeschichte des kleinen Hans als Einführung der Vatermetapher skizziert. Lacan schematisiert dies mittels einer ‚Formel‘, die ich zu übersetzen versuche. Es geht darum, dass diese väterliche Metapher das leistet, was man von der Ödipus-Struktur kennt. Dazu erinnere ich daran, dass Dick und der kl. Hans noch immer in der Mutti feststecken. Der Vater soll daher die Mutter verbieten.

Die große Verständnishürde bei Lacans linguistischer Darstellung dieser Problematik läuft darauf hinaus, dass der *Name-des-Vaters* kein konkretistisches „Nein-des-Vaters“ in dem Sinne ist, dass der Vater lediglich ein konkretes Objekt im Sinne der leiblich-realen Mutter verbieten würde. Lacan erkennt, dass das ödipale Verbot *bereits auf der Sprachebene installiert wird*. Damit betrifft das Verbot nicht einfach nur die Mutter im Sinne einer konkreten Person. Stattdessen wird das väterliche Verbot bereits dadurch wirksam, dass das Sprechen des Kindes der Metaphorisierung ausgesetzt wird: Wie soll man sich dies vorstellen?

Vor dieser ‚Operation‘ ist der kleine Hans nicht in der Lage, sich in irgendeiner Weise vorzustellen, dass lebendige Wesen durch sexuelle Zeugung aus dem Nichts heraus entstehen und sterben. Hans lebt in einer zeitlosen Welt ohne Werden und Vergehen. Nach der Geburt seiner kleinen Schwester gefragt, erklärt er, diese sei schon immer da gewesen, und zwar in einer Kiste. Man habe sie lediglich herausgenommen. Sexuelle Zeugung und Tod liegen für dieses Kind noch nicht im Bereich des Vorstellbaren.

Lacan deutet an, dass ein Kind erst ab dem Zeitpunkt verstehen kann, dass auf dem Weg der sexuellen Zeugung Wesen tatsächlich aus dem Nichts heraus entstehen, ab dem es diesen Vorgang auch selbst sprachlich vollziehen kann. D.h., ab dem Moment, ab dem das Kind gelernt hat, zwischen den Zeilen zu lesen und Metaphern zu bilden. Warum Metaphern? Weil, wie Lacan unermüdlich wiederholt, die Metapher ein Vorgang ist, bei dem eine neue Bedeutung geschöpft wird – eine neue Bedeutung, die nirgends im Wörterbuch vorgezeichnet ist.

Der entscheidende Moment, in dem der kleine Hans in die metaphorsierte Sprache eingerückt wird, ist damit zugleich auch der Moment, in dem ihm die Mutter verboten wird. Sie wird aber, nicht im konkretistischen Sinne untersagt, so wie man einem Kind verbietet, zu viel Marmelade zu essen, weil es sonst Bauchschmerzen bekommt. Die metaphorsierte Sprache als solche realisiert das Verbot, das somit ein Verbot des Genießens im Sinne des jenseits des Lustprinzips darstellt: „Genießen ist dem, der spricht als solchem schon untersagt“ (Lacan 1960a: 198), so lautet Lacans Kernsatz.

Ich komme auf die Angst zurück. Sie ist ein Affekt, der in dem Moment entfesselt wird, in dem der kleine Hans erstmals sexuelle Empfindungen in seinem Genitale fühlt. Da er, wie Lacan sagt, nichts hat, womit er seine Mutterbeziehung metaphorsieren könnte, droht er vom mütterlichen Molloch verschlungen zu werden. Idealtypisch würde Hans einen Ausweg finden durch die Vatermetapher. Gerade diese Metaphorisierung stürzt das werdende Subjekt aber auch in die Angst – und zwar durch den Vorgang die Substitution.

„Die Angst“, so Lacan, „korreliert dem Moment, in dem das Subjekt suspendiert ist zwischen einem Zeitmetrum, in dem es nicht mehr weiß, wo es ist, und einem Zeitmetrum, in dem es etwas sein wird, in dem es sich nie mehr zurechtfinden kann. Das genau ist sie, die Angst“ (Obj 13). Dieser Vorgang, bei dem das werdende Subjekt in ein Loch in der Zeit fällt, gibt das Muster ab für jenen Prozess, der bei jeder x-beliebigen Bildung einer Metapher abläuft. Lacan schematisiert ihn wie folgt:

$$\left(\frac{P}{x}\right) M \sim \} + s$$

Das x steht für das werdende Subjekt des kleinen Hans. Zunächst entspricht Hans der Metonymie des mütterlichen Begehrens nach dem Phallus. Dabei gibt es keinen Schnitt. Hans ist ihr Anhängsel. Indem der Vater P sich Hans substituiert, verwandelt sich (idealtypisch

betrachtet) auch Hansens Beziehung zur Mutter. Er verkörpert nun nicht mehr die Metonymie ihres Begehrens nach dem Phallus, sondern die *Metapher ihrer Liebe zum Vater*. Die Metapher führt also einen *Schnitt* ein (den Lacan durch die Sichel der Kastration in die „Formel“ einträgt). Durch die Metaphorisierung entsteht eine Distanz in der Beziehung zwischen Hans und seiner Mutter. Strukturell betrachtet entspricht diese Distanz der zwischen der wörtlichen und der übertragenen Bedeutung. Das „plus klein s“ der Formel lese ich daher als jenen Signifikatseffekt der metaphorischen Sinnschöpfung. Durch den idealtypisch schematisierten Vorgang dieser Substitution – man könnte sagen, die Freudsche „Urverdrängung“ – entsteht jene Kluft zwischen zwei Signifikanten, in der das Subjekt seinen Ort findet.

Freuds Fallgeschichte läuft aber nicht idealtypisch ab, denn der Vater erweist sich ja als unglaublich. Nicht zufällig wurde die Ehe mit Hansens Mutter später geschieden. Aus diesem Grund findet die in der Formel skizzierte Substitution nur teilweise statt. Lacan schematisiert dies wie folgt:

$$\left(\frac{'I}{M+\varphi+\alpha} \right)$$

Anstelle des *Namens-des-Vaters* P steht das 'I für das Beißen des Pferdes, vor dem Hans sich fürchtet. Dieses Beißen entspricht einem unvollständigen Äquivalent zur Vatermetapher, die auf halber Strecke stehen bleibt. Unter dem Bruchstrich notiert Lacan folglich das, was nicht metaphorisiert wird: M (für die Mutter) plus den imaginären Phallus (klein Phi) plus Alpha, was für jene imaginär ‚gezeugten‘ Kinder von Hans steht. Diese rein imaginäre ‚Kreislaufwirtschaft‘ soll sich durch die Substitution durch das Beißen, das durch das große 'I symbolisiert wird, in die defizitäre Logik des Mangels und der Kastration überführt werden. Genau das funktioniert aber bei Hans nicht. Hans erlebt lediglich das angsterfüllte Schwinden und nicht das Wieder-Erscheinen in der Ordnung des Symbolischen, in dem ihm die Mutter untersagt ist. Wie Melanie Kleins Dick im Zwischenraum zwischen zwei Türen befindet auch Hans sich in einer Art Niemandsland. Was ihm fehlt, ist jenes „plus die Bedeutung s (Signifikat), worin das Sein sich widerfindet“. Man kann es sich vorstellen wie bei Raumschiff Enterprise, wo Personen bei Vorgang des „beamens“ entmaterialisiert aber nicht wieder rematerialisiert wurden.

Der Teilungsapparat

Der „Teilungsapparat“, den Lacan im Angstseminar entwirft, entspricht nun einer Verallgemeinerung der skizzierten Vatermetapher. Dessen Kernaspekt ist eine *topologische Perspektive auf die Sprache*, die Lacan mit einer beiläufigen Erinnerung an seinen Kommentar zu Freuds „Entwurf einer Psychologie“ aus dem Ethikseminar in den Fokus rückt. Dabei erinnert er an eine Grundeigenschaft des von Freud sogenannte Systems ψ – also jenem Erinnerungssystem, mit dem Freud das konzipierte, was bei Lacan später das Symbolische bzw. der große Andere sein wird. Mit einer hellsichtigen Bemerkung bezieht Lacan nun diese Grundeigenschaft des Systems ψ auf Freuds Kennzeichnung der Angst: „Das Ich“, so Freud, kann sich „gegen *innere* Triebgefahren nicht in so wirksamer Weise schützen wie gegen ein Stück der ihm fremden Realität“ (1926d: 187, Hervorhebung: M.R.). Indem er

hier das Ich und das System ψ stilschweigend miteinander identifiziert, macht Lacan einen überraschenden Schritt, der sein vorangegangenes Seminar über die Topologie der einseitigen Flächen wie das Möbiusband in Erinnerung ruft. Er erklärt, „es gibt keine *innere* Gefahr, und zwar aus dem Grund, dass diese Umhüllung des neurologischen Apparates [...] *kein Innen hat*, weil sie nur *eine einzige Oberfläche* besitzt, weil das System ψ als Struktur [...] sich als [großer] Anderer in der Eigenschaft des Ortes des Signifikanten situiert...“ (27.2. 1963, Hervorhebung: M.R.).

Der psychische Apparat, verstanden als Batterie der Signifikanten, hat demnach kein Inneres und kein Äußeres. Mit der Sprache befinden wir uns immer schon ‚in‘ einem Medium, das den Ort *als solchen* komplett einnimmt, so dass es keine Exterritorialität gibt. Diese Totalität des psychischen Apparates reflektiert Freud in seinem Verneinungsaufsatz im Sinne eines Spiels der primären Triebregungen. „Das ursprüngliche Lust-Ich will ... alles Gute in sich introjizieren, alles Schlechte von sich werfen ... ‘Das will ich in mich einführen und das aus mir ausschließen‘ (1925h: 15f.). Die Topologie des Erlebens dieses primitiven Lust-Ichs ist paradox. Freud fügt nämlich eine seltsam erscheinende Bestimmung hinzu: „Das Schlechte, das dem Ich Fremde, das Außenbefindliche“, so Freud, „ist ihm zunächst identisch“ (ebd.). Wie, so fragt man sich, kann das „Außenbefindliche“ dem Lust-Ich identisch sein – wo Freud doch das „Außen“ betonte. Nachdem Freud dieses Verschlingen als Attributionsurteil schematisierte, führt daraufhin eine zweite, sich grundsätzlich unterscheidende Urteilsfunktion an:

„Nun handelt es sich nicht mehr darum, ob etwas Wahrgenommenes (ein Ding) ins Ich aufgenommen werden soll oder nicht, sondern ob etwas im Ich als Vorstellung Vorhandenes [nicht nur halluziniert, sondern] auch in der Wahrnehmung (Realität) wiedergefunden werden kann. Es ist, wie man sieht, wieder eine Frage des Außen und Innen“ (ebd., Hervorhebung: S.F.)

Aus Freuds luzider Darstellung folgt, dass dem primitiven Lust-Ich – das zunächst nur ein Attributionsurteil und noch kein Existenzurteil fällen kann – die Brust zwar schmeckt – ohne dass sie dabei eine vom Lust-Ich getrennte Existenz aufwiese. Diese Topologie des primitiven psychischen Apparates, der noch kein Innen und Außen kennt, übersetzt Lacan mit seinem Teilungsschema in die Logik des Signifikanten. Mit diesem Übergang zwischen einem nur mythisch situierbaren Subjekt des Genießens (Freuds Lust-Ich) zu einem gespaltenen Subjekt des Begehrens reformuliert Lacan ein unlösbares Problem, auf das Freud bei der Konstruktion des psychischen Apparates im „Entwurf“ stieß. Wie ich in meinem Buch von 2014 ausführlich dargelegt habe, geht es dabei um die Lösung des Problems der Realitätsprüfung. Im Drangzustand des Hungers kann der primitive Apparat – dessen Topologie des Möbiusbands Freud in „Die Verneinung“ wieder aufgreift – das Objekt der Brust *nur halluzinieren*. Wenn aber angesichts einer nur halluzinierten Brust eine Abfuhrnachricht erteilt wird (obwohl die reale Brust in der Außenwelt nicht vorhanden war, der Hunger also nicht gestillt wurde), dann, so Freud lapidar, „bleibt die Enttäuschung nicht aus“ (Freud 1987: 412).

Aus diesem Grund arbeitet Freud sich mit großem Aufwand daran ab, ein Neuronen-System zu konstruieren, welches das Problem der Realitätsprüfung lösen soll. Dieses System, das er das ω -System nennt, muss eine topologisch unmögliche Aufgabe lösen. So soll es einerseits etwas dem Apparat Äußerliches, nämlich die Brust, repräsentieren. Das würde aber nur funktionieren, wenn dieses ω -System selbst etwas dem Apparat Äußerliches wäre. Genau das verbietet aber der Aufbau des Apparates, der, wie Freud betont, aus „distinkten, gleich gebauten Neuronen“ (ebd.: 390) bestehen *muss*. Da er diese widersprüchlichen Aufgaben nicht in einem System vereinen kann, modifiziert Freud in einem späteren Brief an Fließ das Konzept des ω -Systems – wodurch die Unlösbarkeit des Problems einer widerspruchsfrei konstruierten Realitätsprüfung jedoch nur noch deutlicher hervortritt.

Dass die logische Unlösbarkeit dieses Problems die eigentliche ‚Lösung‘ ist, hat Freud nur indirekt zum Ausdruck gebracht. So hat er die Notwendigkeit eines außerhalb des Apparates

wahrgenommenen Objektes – nämlich die reale Mutterbrust – als nicht assimilierbare „Dinge“ bezeichnet, als „Reste, der sich der Beurteilung entziehen“ (ebd.: 429). Mit diesem „Ding“ charakterisiert Freud folglich die unhintergehbare Strukturnotwendigkeit eines dem Apparat äußerlichen ‚Ewas‘ – das aber innerhalb des Symbolsystems des Apparates nur als nicht repräsentierbarer „Rest“ in Erscheinung tritt: als etwas, das auf irreduzible Weise *etwas Fremdes* bleibt.

Dieses Problem greift Lacan mit dem Schema des Teilungsapparates auf. Es geht im weitesten Sinn darum, wie das frühe Lust-Ich, das nur halluzinieren kann, dem Objekt, das nur schmeckt, auch ein Existenzurteil zusprechen kann. Dieser Prozess führt dazu, dass jedem begehrbaren Objekt ein Rest von Fremdheit innewohnt, den Lacan mit Bezug auf Freuds „Ding“ als Objekt klein *a* bezeichnet.

Dass aus diesem mythischen Subjekt des Genießens ein gespaltenes Subjekt des Begehrens wird, hängt folglich damit zusammen, dass überhaupt erst ein Existenzurteil über Objekte möglich werden muss. Die Genese dieses Existenzurteils entspricht schematisch einer Substitution des Apparates durch sich selbst.

Warum aber eine solche Substitution? Es geht um die dialektische Logik der Ausnahme.

Wenn, wie Lacan betont, das von Freud im „Entwurf“ konzipierte System ψ kein Außen und kein Innen hat, so deswegen, weil die Struktur dieses Systems diese Differenzierung nicht zulässt. Das heißt, dass das, was ein System der Repräsentation werden soll, noch keinen Ort ‚außer sich selbst‘ repräsentiert hat. Das System ψ besteht zunächst nur aus um sich selbst kreisenden ‚Zeichen‘.

Exkurs: Wittgensteins Leiter

Ich versuche diesen abstrakten Gedankengang zu erhellen, indem ich mich auf jene Zusammenfassung von Ludwig Wittgensteins „Tractatus logico-philosophicus“ beziehe, die Lacan in seinem Seminar über die *Kehrseite der Psychoanalyse* gibt. In dieser knappen, gedrängten Darlegung hebt er hervor, dass Wittgensteins Versuch, Sprache im Sinne des logischen Empirismus aussagenlogisch zu mathematisieren, dazu führt, dass es nur zwei Arten von Aussagen gibt. Demnach sind Aussagen entweder tautologisch oder kontradiktisch. Oder aber, sie sind – wie Aussagen der Ästhetik und der Ethik – sinnlos.

Worauf das hinausläuft, wurde mir bereits im Mathematikunterricht der fünften Klasse vermittelt. Der Lehrer brachte seiner Klasse gemäß den damals gültigen „Rahmenrichtlinien“ die Mengenlehre bei (Wofür ich ewig dankbar bin). In einer Unterrichtsstunde führte er den Satz „Wasser ist eine Flüssigkeit“ an als Beispiel für eine *wahre Aussage*. Die Aussage „Wasser ist ein Feststoff“ ist falsch. Zu meiner Verblüffung führte er daraufhin den Satz an: „Wasser ist eine schöne Flüssigkeit“, um hinzuzufügen: Diese Aussage ist sinnlos.

Als damals 11-Jähriger habe ich diese Einteilung nicht verstanden. Sie entspricht aber genau dem, was Wittgenstein im „Tractatus“ ausführt. „Wasser ist eine schöne Flüssigkeit“ ist ein Satz der, der Ästhetik zugehört – und daher nicht im Sinne der Unterteilung in Tautologie und Kontradiktion entscheidbar. Wittgenstein, so Lacan, schließ daraus, „dass es anderes sagbares nicht gibt – dass aber alles, was sich sagen lässt, nur Unsinn ist“ (Lacan: 21.1.70). Wobei Lacan „Unsinn“ auf Deutsch zitiert.

Was Wittgenstein konstruiert, das ist, so Lacan weiter, „die Tautologie der Totalität des Diskurses“. Deren Aufbau und Struktur wiederholt mit einer anderen Terminologie genau das, was Freud versuchte, als er zu Beginn des „Entwurfs“ erklärte, er wolle eine „naturwissenschaftliche Psychologie liefern, d.h. psychologische Vorgänge darstellen als quantitativ bestimmte Zustände aufzeigbarer materieller Teile“ (1895: 387). Statt von „aufzeigbaren materiellen Teilen“ spricht Wittgenstein von sogenannten „Elementarsätzen“. Jede Aussage lässt sich auf äquivalente Weise so umformen, dass sie rückführbar ist auf einen solchen Elementarsatz. Ein solcher Elementarsatz entspricht dem, was Freud im „Entwurf“ als

eine „Bahnung“ zwischen Neuronen bezeichnet. Das heißt, es geht um ein quantitativ darstellbares Spannungsniveau, das im Zuge einer Kette von äquivalenten Umformungen ein Gefüge von Aussagen ergibt, das Freud als Erinnerungssystem bezeichnet. Auf die gleiche Weise ist Sprache nach (dem frühen) Wittgenstein ein in sich abgeschlossenes System aus Elementarsätzen. Alles in diesem System ist formalisiert. Um den Preis, dass mit dieser Formalisierung nur noch Unsinn ausgesagt werden kann.

Das „Ding“, dessen paradoxe Notwendigkeit ich hervorgehoben habe, hat in Wittgensteins Konstruktion eine andere Bezeichnung: „Es gibt“, so erklärt er in Satz 6.522, „allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische“. Das „Ding“ und das Mystische erfüllen in beiden Diskursen eine analoge Funktion. Den Weg zu diesem Mystischen beschreibt Wittgenstein wie folgt: „Meine Sätze erläutern dadurch, dass sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist (Er muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)“ (6.54)

Was also erkennt derjenige, der die Sprachleiter hinaufgestiegen ist? Es ist, so Wittgenstein, das Mystische als das Unaussprechliche. Worauf aber verweist dieses „Unaussprechliche“? Es verweist keineswegs auf ein vermeintlich mystisches Etwas, ein Jenseits, über das man nur noch schweigen kann. Es verweist wie die Angst auf keinen „Gegenstand“. Das „Unaussprechliche“ verweist in Wittgensteins System *auf nichts anderes als das Aussprechen als solches*. Aus diesem Grund hat ein mir bekannter Dichter Wittgensteins „Tractatus“ wie folgt vom Kopf auf die Füße gestellt: „Es gibt nichts Unaussprechliches. Was sich zeigt [ist eben nicht das Mystische, sondern] die Sprache“. Und zwar Sprache *als solche*. Sprache selbst ist demnach das Unaussprechliche – und zwar so lange, bis sie – und zwar gemäß jener Substitution durch sich selbst – jene vermeintlich unsinnigen Sätze erzeugt, die der frühe Wittgenstein im „Tractatus“ aus dem Diskurs ausschloss – und die in der Psychoanalyse als Bildungen des Unbewussten bekannt sind. Analog dazu wird das System ψ – indem es sich selbst substituiert – zum Index seines eigenen Nicht-Vorhandenseins.

Mit anderen Worten: Aus Wittgensteins Konklusion „Was sich zeigt, ist das Mystische“ wird gemäß einer dialektischen Umkehr „Es gibt nichts Unaussprechliches; was sich *zeigt*, ist die Sprache“. Diese dialektische Umkehr entspricht jener Substitution des nicht gebarten großen Anderen durch sich selbst (so meine Lesart des „Teilungsapparates“). Der Sinn des Wortes „zeigen“ – also die Verweisstruktur von Repräsentation – verkehrt sich dabei von der halluzinativen Tautologie des Systems ψ – hin zu einem Repräsentationssystem, das im Zuge der Substitution durch sich selbst die (von Wittgenstein im „Tractatus“ anvisierte) Möglichkeit von Metasprache durchstreicht.

Um die Sache auf die Spitze zu treiben: Die hier beschriebene dialektische Umkehr entspricht jenem Gedankengang von Kurt Gödel, der – wie er selbst ausdrücklich betont – mit seinem berühmten Unvollständigkeitssatz das Paradox des kretischen Lügners mittels einer mathematischen Formalisierung nachbildet. Wie ich bereits in meinem Aufsatz „Vom Gödelschen Unvollständigkeitssatz zum Namen-des-Vaters bei Lacan“ dargelegt habe, entspricht Gödels zentrale Operation jener Substitution des in sich vollends formalisierten Zeichensatzes durch sich selbst; dadurch entsteht bzw. insistiert – und zwar im Zuge einer widerspruchsfreien Kette äquivalenter Umformungen – ein nicht mehr eliminierbarer Widerspruch. Ein Widerspruch, der, wie das „Ding“ im „Entwurf“, zum Index der Mangelhaftigkeit des Symbolsystems wird (Riepe 2000: 41-70). Ausführlich habe ich diese Problematik in meinem Aufsatz über die [Sexuierungsformeln](#) dargestellt

In Lacans Terminologie kommt hier die symbolische Kastration (die eigentlich eine Kastration des Symbolischen ist) ins Spiel. Was ich mit diesem Exkurs über Wittgenstein und Gödel verdeutlichen wollte, ist, dass das System ψ sich durch die Substitution durch sich selbst von einem nicht gebarten großen Anderen, A, zum gebarten großen Anderen wandelt:

geschrieben A . Im ersten Schritt dorthin notiert Lacan in seinem Seminar über die Angst groß A über S (verstanden als „mythischen Subjekt des Genießens“ – wobei es in dieser Phase noch kein Subjekt in dem Sinne gibt, dass das Subjekt die Lücke zwischen zwei Signifikanten einnimmt. Das heißt, dass das schräg gestrichene S im Grund mit dem nicht genarrten großen Anderen identisch ist):

$$\frac{A}{S}$$

Das frühe Lust-Ich (bzw. das mythische Subjekt des Genießens) mit dem System ψ bzw. der Kette der Signifikanten zunächst identisch. Und aus diesem Grund kann es nur halluzinieren. Die Substitution durch sich selbst entspricht daher einer mit Angstentbindung verknüpften „Eklipse“ des Seins. Genau das habe ich bei Dick und dem kleinen Hans zu zeigen versucht. Um nun den Übergang vom „mythischen Subjekt des Genießens“ zum Subjekt des Begehrens präziser zu fassen, muss ich die strukturelle Parallele hervorheben zwischen jener existentiellen „Eklipse des Seins“ und jenem alltäglichen Substitutionsvorgang, der bei der Produktion jedes Witzes, jeder noch so beiläufigen Anspielung oder Fehlleistung stattfindet. Dazu erinnere ich daran, dass es keine metaphernfreie Rede gibt – es sei denn in der Rede des Psychikers, die Lacan als „Sprechen jenseits des Subjekts“ bezeichnet. Die Angstentbindung dieses „Sprechens jenseits des Subjekts“ tilgt den logischen Ort des Subjekts. Kehrt man diese Formel um, so zeichnet sich ab, dass nicht nur das Verschwinden, sondern auch das ‚Entstehen‘ des Subjekts, das Lacan mit dem Teilungsapparat schematisiert, mit Angstentwicklung verbunden ist. In seinem zehnten Seminar greift Lacan das ‚Entstehen‘ des Subjekts durch die Vatermetapher auf, wobei er das „P“, das für den Namen-des-Vaters steht, durch jenes Objekt klein a ersetzt, das strukturell dem Ding aus dem Entwurf entspricht:

$$\frac{a}{S}$$

„Was heißt das?“ fragt Lacan im Angstseminar. Ich „könnte [...] suggerieren, dass [klein] a alsdann die Funktion einer Metapher für das [mythische] Subjekt des Genießens einnimmt. Die wäre [aber] nur dann richtig, wenn [dieses klein a] an einen Signifikanten assimilierbar wäre. Nun ist es aber gerade das, was jeder Assimilierung an die Funktion des Signifikanten widersteht...“ (Lacan 2010: 218). Dieses ominöse Etwas, das die Bewegung der Kette der Signifikanten überhaupt erst strukturiert, sich aber selbst der Assimilierung an die Funktion des Signifikanten widersetzt – das ist jenes Objekt klein a , das im Angstseminar eine Schlüsselrolle einnimmt.

Um diese Schlüsselrolle zu erhellen machen, muss verdeutlicht werden, inwiefern dieses Objekt ein dem Symbolischen entzogener Nukleus ist, der mit der hier erläuterten Metapher des Subjekts zusammenhängt. Das von Lacan mehrfach zitierte Augustinus-Beispiel des neidischen „Milchbruders“ illustriert, wie die Wahrnehmung des spiegelbildlichen Kindes, das an der Mutterbrust saugt, aus der Sicht des neidisch blickenden, hungrigen Kindes in ein und demselben Moment dazu führt, dass das begehrte ‚Objekt‘ überhaupt erst in dem Sinne zu *existieren* beginnt, als es mit einem „Realitätszeichen“ markiert wird. Da aber das andere Kind die Brust hat, wird das, was – als Abgetrenntes – zu existieren beginnt, zugleich etwas *Verlorenes*. In diesem mythischen Moment ereignet sich die Abspaltung des Objekts klein a – und vice versa bildet sich jenes Selbst des Kindes, das aus dem Autoerotismus herauskatapultiert wird. Indem Lacan das Objekt klein a als Quasi-Metaphorisierung des Subjekts bezeichnet (und als klein a über S notiert), versucht er zum Ausdruck zu bringen, dass dieses klein a nicht diese oder jene Metaphernwirkung hervorbringt, sondern für die

Matrix der Metaphorisierung steht. Analog dazu sagt er im Phallusaufsatz, dass der Phallus der Signifikant ist, der die „Signifikatswirkungen in ihrer Gesamtheit“ bezeichnet.

Bei der Abtrennung des analen Objekts geht es um die Funktion der Gabe – und den daran anknüpfenden Gabentausch, spricht: die gesamte Ökonomie. Indem das Kind seine Fäzes loslässt und dem Anderen schenkt, erlangt es erstmals eine Kontrolle über den Anspruch dieses erwachsenen Anderen. Lacan gibt ein instruktives Beispiel. Er erinnert daran, dass der Wolfsmann in jenem Moment in dem er als Zeuge des elterlichen Koitus mit der Kastration – und so mit der Angst – konfrontiert wird, einen Kothaufen absondert. Auch hier erleben wir die Genese des kindlichen Subjekts, das sich herausbildet, indem es sich durch die Absonderung eines analen Objekts gewissermaßen von sich selbst separiert.

Die dritte Form des Objekts klein *a* entspricht dem Phallus im Hinblick auf das männliche Genitale. Hier legt Lacan den Akzent auf das Abschwellen nach vollzogenem Akt, das mit der Kastration assoziiert ist. Auch hier spielt die Angst eine Schlüsselrolle, insofern der Orgasmus die einzige Angst sei, die sich „real vollendet“.

Hinsichtlich des Objekts *a* als Stimme verweist Lacan auf das Widerhorn bzw. das Schofar. Beim Ertönen dieser Stimme Gottes, so Lacan, geht es darum, dass der Signifikant *nicht artikuliert bzw. gegliedert*, sondern ursprünglich „ausgestoßen und verstimmlicht wird“ (22.5.63). Erkennbar ist auch hier das Phänomen einer Ausnahme, welche die Regel der Ordnung der Signifikanten stützt.

Das Objekt *a* als Blick verdeutlicht Lacan mit dem Hinweis auf eine Passage aus dem Ödipusdrama, die schwer auffindbar ist. Während Ödipus sich bei Sophokles die Augen aussticht, zitiert Lacan eine Variante, gemäß der er sich die Augen herausreißt, so dass sie vor ihm auf dem Boden liegen und auf ihn zurückschauen. Diese paradoxe Konstellation verweist auf jenen logisch unmöglichen Ort, von dem aus das Schauen überhaupt erst ermöglicht wird. Ich werfe zum Schluss einen Seitenblick auf eine lehrreiche Sackgasse, die den Grundaspekt von Lacans Auffassung der Angst indirekt verdeutlicht: In seinem lesenswerten Buch „Das reine Begehren“ behauptet Bernard Baas, dass der Angst-Affekt sich „ohne die Vermittlung der Signifikanten“ (Baas 1995: 95) verwirklicht. Nicht überzeugend ist diese Lesart, weil die Angst dabei zu einem, wie Baas schreibt, „sinnlich fassbaren Gefühl“ (ebd.: 96) wird, zu einem „sinnliche[n] Zeichen der Wahrheit des Dings“ (ebd.). Was durch das widersprüchliche Postulat eines „sinnlichen Zeichens“ nicht gelöst wird, ist jene Dichotomie zwischen Sinnlichkeit und Verstand, die Lacan in seiner Erklärung der Angst ja gerade überdrückt.

Wenn Lacan erklärt, die Angst sei das „Begehren des großen Anderen“, so interpretiert er die Sinnlichkeit des Affekts als Operation, die ohne die Kette der Signifikanten nicht stattfinden kann. Wenn die Angst das ist, was „nicht täuscht“, dann entspricht die von Lacan sogenannte „absolute Kommunikation des Subjekts mit dem großen Anderen“ einem Kurzschluss des Netzes der Signifikanten mit sich selbst. Indem im Affekt der Angst die Sprache gewissermaßen ‚zu sich selbst kommt‘, tilgt sie damit jenen logischen Ort des Subjekts (der sich zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung situiert). Die absolute Gewissheit der Angst ist daher eine Gewissheit ohne Objekt.

Thomas Mahlow

Jean Baudrillards Buch:

"DER SYMBOLISCHE TAUSCH UND DER TOD"

(Nach einer erneuten Lektüre)

"Wer sich nicht austauscht mit dem Tod,
muß ein todähnliches Leben führen."

(Jean Baudrillard)

Bregenz, 6. September 2025

Gliederung

1. Einleitung
2. Baudrillards Theorie der "Simulationsgesellschaft"
(Die drei Ordnungen der "Simulakren" und der "Code")
 - 2.1. Die Simulakren der ersten Ordnung
(Das "Naturgesetz des Wertes")
 - 2.2. Die Simulakren der zweiten Ordnung
(Das "Marktgesetz des Wertes")
 - 2.3. Die Simulakren der dritten Ordnung
(Das "Strukturgesetz des Wertes")
3. Der "symbolische Tausch" und der "Tod"
 - 3.1. Die gesellschaftliche Todesverdrängung
(Die Konstitution von gesellschaftlicher Macht)
 - 3.2. Der "symbolische Tausch" (im Sinne des "Gabentausches")
 - 3.3. Der "symbolische Tausch" (im Sinne der Baudrillard'schen
"Todesrevolte")
4. Fazit: Der Begriff der Umkehrung ("Reversibilität")
5. Nachtrag: Kurzer persönlicher Ausblick

1. Einleitung

Meine Lebensgefährtin, meine geliebte Christa, ist jetzt vor einigen Monaten nach einer langen Krankheits- und Leidenszeit verstorben, ihr Tod hat mich tief erschüttert. Wir kannten uns 45 Jahre lang ...!

Dies war für mich der Anlaß, erneut über das Thema des Todes nachzudenken. Daraus ist jetzt ein Text für die diesjährige Bregenzer Tagung entstanden.

In diesem Zusammenhang suchte ich nach Philosophen, die sich explizit mit dem Todesthema befaßt haben, um mich von ihnen inspirieren zu lassen. Dabei stieß ich z.B. auf Montaigne (mit seiner Sentenz: "Philosophieren heißt sterben lernen"), auf Heidegger (mit seinem Gedanken, daß das "Dasein" ein "Sein zum Tode" ist), auf Vladimir Jankélévitch (dessen Buch "La Mort" so ungefähr das beste Buch überhaupt zu diesem Thema ist), und man könnte noch viele andere, ältere und moderne Denker nennen. Fast jeder Philosoph in der langen Geschichte der Philosophie hat sich mehr oder weniger einmal mit diesem Thema beschäftigt.

Doch es war vor allem ein Autor, der mir jetzt immer wieder in Erinnerung kam mit einem Buch, das ich schon vor vielen Jahren gelesen hatte und das mich schon damals sehr beeindruckt hat: Ich meine das Buch "Der Symbolische Tausch und der Tod" (französ. Originaltitel: "L'Echange symbolique et la Mort", 1976) von dem französischen Soziologen und Philosophen Jean Baudrillard, ein Werk, das vor fast 50 Jahren in Frankreich, in der Blütezeit des sog. französischen Poststrukturalismus, erschienen ist und das in der Zwischenzeit in gesellschaftskritischer und philosophischer Hinsicht (wie ich meine) nichts von seiner Aktualität und Bedeutung eingebüßt hat. In diesem Buch wird u.a. der Tod in einer ganz besonderen Weise betrachtet, und das macht auch das Außergewöhnliche des Buches aus.

Es ist ein (wie ich finde) gewaltiges, ja atemberaubendes Buch, das ich in den letzten Jahren immer wieder staunend und manchmal auch ein wenig ratlos (wegen seiner radikal anarchistischen Gedanken) in die Hand genommen habe, aber immer mit dem Gefühl, daß sich in diesem Buch quasi zwischen den Zeilen etwas Außerordentliches ereignet, daß da gleichsam ein höchst explosiver Sprengstoff lauert (zumindest in gesellschaftstheoretischer Hinsicht), der nur darauf wartet, entzündet zu werden.

(Eine ähnliche faszinierende und aufrüttelnde Wirkung habe ich bislang nur bei der Lektüre der Schriften von Theodor W. Adorno und von Georges Bataille empfunden.)

Dieses Buch "Der symbolische Tausch und der Tod" - Baudrillards "Opus magnum" - ist in den 1980-er Jahren (dt. Übersetzung 1982 bei Matthes & Seitz) von den deutschen Intellektuellen leider nur mäßig oder nur sehr marginal zur Kenntnis genommen worden (man hat Baudrillards Denken in Deutschland immer schon vorschnell als "irrational", "unakademisch" oder als "Weltuntergangdenken" abqualifiziert, - einzig Gerd Bergfleth hat sich in einem längeren Essay, der als Anhang in der ersten Auflage des Buches erschienen ist, mit dem Baudrillard'schen Denken auf eine sehr intensive und ernsthafte Weise auseinandergesetzt, - merkwürdigerweise taucht aber dieser informative Essay von G. Bergfleth in der vor kurzem erschienenen Neuauflage des Buches bei Matthes & Seitz nicht mehr auf, - ich weiß nicht, warum man ihn herausgenommen hat).

Baudrillards Buch (und sein Denken) ist m.E. aus zwei Gründen nach wie vor bedeutsam und aktuell:

- Zum einen liefert Baudrillard in seinem Buch eine kritische Beschreibung und Bestandsaufnahme der gegenwärtigen sog. postmodernen Gesellschaft, die von tiefgreifenden, strukturellen Veränderungen (Mutationen) betroffen ist (die wir ja alle gegenwärtig unmittelbar erleben) und die Baudrillard mit dem Begriff der "Simulation" zu beschreiben versucht (insofern könnte man sagen, daß Baudrillards Denken wegen seines radikal gesellschaftskritischen Gehalts gewissermaßen noch in der Tradition der "Kritischen Theorie" der "Frankfurter Schule" zu verorten ist).

- Zum anderen stellt Baudrillard die wesentliche und immer aktueller werdende Frage, ob es nach dem Untergang des Marxismus überhaupt noch ein revolutionäres Gegenmodell zu dem herrschenden gesellschaftlichen System des Kapitalismus mit seinem kommerziellen Warentausch gibt (oder geben könnte), - eine Frage, die mich in den letzten Jahren auch immer wieder umtreibt, nachdem der gesellschaftliche Immanenzzusammenhang immer totalisierender (und totalitärer) geworden ist - und jeglicher Ausbruchsversuch aus dem Zwangssystem (oder Systemzwang) von vornherein zum Scheitern verurteilt zu sein scheint.

Baudrillard findet in seinem Buch eine überraschende, aber (wie ich finde) theoretisch auch irgendwie überzeugende Antwort, indem er ein radikales Gegenmodell aus der Anthropologie bzw. Ethnologie zum herrschenden gesellschaftlichen System ins Spiel bringt, das nicht rein ökonomisch (im Sinne der politischen Ökonomie des Kapitalismus) determiniert ist, sondern von der symbolischen Ebene her - genauer: vom "symbolischen Tausch" her - gedacht ist. Dieses Modell, mit dem er das gegenwärtige gesellschaftliche System zu unterwandern und ad absurdum zu führen können glaubt, findet seinen gedanklichen Höhepunkt in dem, was man Baudrillards "Todesspekulation" nennen könnte.

Ich möchte also nun versuchen, die beiden Grundgedanken von Baudrillards Buch (die ja schon in seinem Titel anklingen) in der gebotenen Kürze herauszuarbeiten und darzustellen. (Was aber natürlich nur sehr fragmentarisch bzw. reduktionistisch geschehen kann, denn Baudrillards Buch ist derartig komplex und reich an Gedanken aus den verschiedensten Wissenschaftsgebieten, daß es unmöglich ist, sein Denken in einem kürzeren Referat adäquat zusammenzufassen. Seine Sprache ist oft gewissermaßen verspielt, unsystematisch, bisweilen auch surrealistisch anmutend und mit Paradoxien versetzt, - dementsprechend ist es nicht leicht, sein Denken in eine klare, analoge Begrifflichkeit zu übersetzen.

Doch vorher muß ich auf die fundamentalen gesellschaftlichen Veränderungen eingehen, von denen Baudrillard spricht, und die der kritische Ausgangspunkt für seine Todesreflexionen sind.

2. Baudrillards Theorie der "Simulationsgesellschaft" (Die drei Ordnungen der "Simulakren" und der "Code")

Wie sieht unsere heutige Gesellschaft nach Baudrillards Theorie aus?

Um die gegenwärtigen, entscheidenden strukturellen Veränderungen der Gesellschaft zu verstehen, entwirft Baudrillard nun eine großangelegte Geschichte der "Zeichenordnungen". Er entwickelt ein Modell von "drei Ordnungen oder Stufen von Simulationen bzw. Simulakren", die "parallel zu den Mutationen des Wertgesetzes" gesellschaftlich und historisch aufeinander gefolgt sind: "Imitation", "Produktion" und "Simulation" (STT, S.79).

(Zunächst zwei kurze Worterklärungen zum Verständnis:

Was heißt "Simulation"?

Das Wort Simulation kommt aus dem Lateinischen "simulatio" und heißt soviel wie: die Vortäuschung (eines Sachverhalts), die Verstellung, die Vorspiegelung, der Schein.

Und was heißt "Simulakrum"?

Das Wort Simulakrum kommt ebenfalls aus dem Lateinischen ("simulacrum") und heißt: das Trugbild, das Blendwerk, die Fassade, der Schein ... (AR, S.6)

Man kann sagen, das Simulakrum ist gewissermaßen das Objekt oder das Resultat der Simulation.)

2.1. Die Simulakren der ersten Ordnung (Das "Naturgesetz des Wertes")

Bei den Simulakren der ersten Ordnung, der Imitation, die "das bestimmende Schema des 'klassischen' Zeitalters von der Renaissance bis zur Revolution (ist)" (STT, S.79), ist die Natur der Träger der Werterzeugung. Die Simulakren bestehen in der Abbildung, der Nachahmung (Imitation) eines Originals (z.B. der Natur, aber auch des Menschen oder Gottes).

Als Beispiele für die Simulakren der ersten Ordnung (Imitation) führt Baudrillard die Stuckverzierungen in den Innenräumen der barocken Theater und die barocken Stuckengel in den Kirchen, die detaillierten Karten, die ein geographisches Territorium abbilden, aber auch vorgetäuschte Hemdbrüste an (STT, S.81/82).

In diesem Stadium, das ein Stadium der Repräsentation ist, besteht eine eindeutige Äquivalenz (oder Zuordnung) zwischen dem Zeichen und dem Realen. Die Zeichen, die die Welt abbilden (und auch verherrlichen), haben also noch eine natürliche Referenz oder einen natürlichen Wert: sie bezeichnen noch etwas Reales oder Wirkliches. Deshalb spricht Baudrillard in diesem Zusammenhang auch von einem "natürlichen Wertgesetz" (STT, S.22).

2.2. Die Simulakren der zweiten Ordnung (Das "Marktgesetz des Wertes")

An die Stelle der Imitation tritt nun auf gesellschaftlicher Ebene das Prinzip der "Produktion", die "das bestimmende Schema des industriellen Zeitalters (ist)" (STT, S.79). In diesem Stadium hat sich die politische Ökonomie im klassischen Marx'schen Sinne mit ihren verschiedenen Kategorien und distinktiven Oppositionen herausgebildet und vollends durchgesetzt. Damit ist gemeint:

- der gesellschaftliche Produktionsprozeß, der durch die Logik des Kapitals bestimmt wird und der von der Dialektik zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen lebt;
- die Ware, die man zwischen Gebrauchswert und Tauschwert unterscheidet;
- die Arbeit, die sich durch die Differenz von toter und lebendiger Arbeit auszeichnet;
- und schließlich der kapitalistische Tausch, der das gewissermaßen alles zusammenhält und der auf dem allgemeinen, abstrakten Äquivalenzprinzip basiert, dem im gesellschaftlichen Austausch alles subsumiert wird.

Alle diese Kategorien (mit ihren distinktiven Oppositionen) besitzen im Zeitalter der industriellen Revolution noch einen eindeutig definierten gesellschaftlichen Inhalt und Sinn (eben den Referenzwert). Karl Marx hat im 19. Jahrhundert diesen ganzen Zusammenhang der klassischen politischen Ökonomie, nebst ihrer Kritik, stringent beschrieben. Baudrillard spricht hier auch vom (klassischen) "Wertgesetz der Ware" (STT, S.22).

2.3. Die Simulakren der dritten Ordnung (Das "Strukturgesetz des Wertes")

Nach Baudrillard hat unsere Gesellschaft im Laufe des 20. und 21. Jahrhunderts einen totalen Wandel vollzogen und wir sind heute an der Spitze dieser Entwicklung immer komplexer werdenden Simulationen angekommen: den Simulakren dritter Ordnung. Wir leben heute nach seiner Meinung in einer "Simulationsgesellschaft", in der die Simulation das "bestimmende Schema der gegenwärtigen Phase (ist), die durch den Code beherrscht wird" (STT, S.79):

"Das Realitätsprinzip hat sich (in der Vergangenheit, A.d.Verf.) mit einem bestimmten Stadium des Wertgesetzes gedeckt. Heute kippt das ganze System in die Unbestimmtheit, jegliche Realität wird von der Hyperrealität des Codes und der Simulation aufgesogen. Anstelle des alten Realitätsprinzips beherrscht uns von nun an ein Simulationsprinzip. Die (alten) Zwecksetzungen sind verschwunden, es sind nun Modelle, die uns generieren. Es gibt keine Ideologie mehr, es gibt nur noch Simulakren." (STT, S.8)

Die Kritik der politischen Ökonomie, wie sie Marx noch im 19. Jahrhundert für das industrielle Zeitalter beschrieben hat, spielt nach Baudrillard heute keine objektive Rolle mehr. Alle früheren Kategorien der politischen Ökonomie haben sich total verändert bzw. aufgelöst (auch wenn sie das subjektive Bewußtsein nach wie vor - gleichsam als Phantasmen - durchdringen und beherrschen). So unterliegt z.B. das "Kapital" nicht mehr der politischen Ökonomie: "es spielt quasi nur noch mit der politischen Ökonomie als einem Simulationsmodell" (STT, S.9) und "beginnt nach Art einer linguistischen Zeichenkombinatorik frei zu flottieren" (STT, S.368).

Ebenso kündigt sich heute das Ende der Arbeit (Arbeit nicht mehr als produktive Arbeit, sondern nur noch als reproduktive Dienstleistung verstanden) und das Ende der gesellschaftlichen Produktion im klassischen Sinn an, indem der Produktionsprozeß (im Sinne eines gesellschaftlich definierten Zwecks oder einer gesellschaftlich definierten Fina-

lität, also orientiert am Gebrauchswert der Ware) zu der endlosen, seriellen und identischen Reproduktion der Waren (ohne gesellschaftlichen Nutzen bzw. Gebrauchswert) übergeht.

Worauf es Baudrillard hier vor allem ankommt, ist der Übergang - wenn es nicht gar ein totaler Bruch ist (!) - vom klassischen Wertgesetz der Ware im 19. Jahrhundert zum "strukturalen Wertgesetz", d.h. zur Indetermination des Codes, der in Form der Simulation heute nach Baudrillard die reinste gesellschaftliche Herrschaftsform geworden ist. Dadurch hat sich alles einschneidend verändert. Baudrillard spricht in diesem Zusammenhang auch von der "strukturellen Revolution des Werts" (STT, S. 17):

"Eine Revolution hat der 'klassischen' Ökonomie des Werts ein Ende bereitet, eine Revolution des Werts selbst, die ihn über seine Warenform hinaus zu seiner radikalen Form geführt hat. Diese Revolution besteht darin, daß die zwei Aspekte des Werts, von denen man annehmen konnte, sie gehörten ewig zusammen und wären wie durch ein Naturgesetz miteinander verbunden (also im Marx'schen Sinne: Gebrauchswert und Tauschwert, A.d.Verf.), nun auseinandergerissen werden. Der Referenzwert (in der Marx'schen Terminologie: der Gebrauchswert, A.d.Verf.) wird abgeschafft und übrig bleibt allein der strukturelle Wertzusammenhang (soz. der Tauschwert, A.d.Verf.). Die strukturelle Dimension verselbständigt sich durch den Ausschluß der Referenzdimension, sie gründet sich auf deren Tod. Vorbei ist es mit den Referentialen der Produktion, der Signifikation, des Affekts, der Substanz, der Geschichte, mit dieser ganzen Äquivalenzbeziehung zu 'realen' Inhalten, die dem Zeichen noch so etwas wie Nutzlast und Schwere gaben - mit seiner repräsentativen Äquivalentform." (STT, S.17/18)

Damit ist das "goldene Zeitalter einer Dialektik von Zeichen und Realem, das zugleich die 'klassische' Periode von Kapital und Wert ist" (STT, S.18), heute zerfallen. Nun treten die Zeichenwelten des Codes - und damit die elektronisch gesteuerten Computersimulationen - , die über keinen Referenten mehr verfügen, also nichts Objektives oder Wirkliches mehr bezeichnen, an die Stelle der konkreten Realität.

Auf der linguistischen Zeichen-Ebene hat (wie Sie wissen) der Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure (1857 - 1913) diesen strukturalen Veränderungsprozeß als "Abkopplung der Signifikanten von den Signifi-

katen" (STT, S.40) beschrieben, ein Prozeß also, in dem die strukturelle Dimension die absolute Oberhand gewinnt. Nach Baudrillard sind aber alle gesellschaftlichen Bereiche von einer analogen Entwicklung des Referenzverlustes der Zeichen betroffen. Das heute so gern benutzte Schlagwort vom "Verschwinden der Wirklichkeit" - Baudrillard spricht in diesem Zusammenhang auch von der "Agonie des Realen" (so der Titel einer seiner diversen Schriften) - meint genau dieses Ende oder diese Liquidierung des Referentials, also das "unbestimmte strukturelle Spiel der Zeichen" (STT, S.43) zugunsten der Simulation und des binären Codes.

Baudrillard bezeichnet diese Realität, die durch Simulation ohne Referenz im Realen generiert wird und beliebig reproduzierbar ist, auch als "Hyperrealität". Für ihn stellt diese Mutation die eigentliche revolutionäre Veränderung unserer Epoche dar (im Gegensatz zu der von Marx intendierten, proletarischen Revolution einer klassenlosen Gesellschaft, die es historisch ja leider nur in pervertierter Form gegeben hat).

In seinen späteren Schriften, wie z.B. in der "Transparenz des Bösen - Ein Essay über extreme Phänomene" ("La Transparence du Mal - Essai sur les phénomènes extrêmes" von 1990, dt. Übersetzung 1992) erwähnt Baudrillard noch ein viertes Stadium des Wertgesetzes: nach dem natürlichen, dem klassischen und dem strukturellen Wertgesetz spricht er nun von einem "fraktalen Wertgesetz", in das wir jetzt (zu Beginn des 21. Jahrhunderts) eingetreten sind, "das über keinen Bezugspunkt, nicht einmal mehr über einen Code verfügt" und das "eine Art 'Epidemie des Werts', eine allgemeine Metastase des Werts, eine (krebsartige Wucherung und zufällige Ausbreitung" (TB, S.11) zur Folge hat. (Doch auf dieses fraktale Stadium des Werts, das im Grunde nur noch eine weitere Steigerung und Überbietung des dritten, strukturellen Stadiums darstellt, kann ich hier leider aus Zeitgründen nicht näher eingehen.)

3. Der "symbolische Tausch" und der "Tod"

Was hat das bisher Gesagte mit dem "symbolischen Tausch" und mit Baudrillards "Todesspekulation", den beiden Schwerpunkt-Themen des Buches, zu tun?

Baudrillard ist (zumindest in diesem Buch, von dem ich spreche) vielleicht einer der letzten Mohikaner, die immer noch einen revolutionär-anarchistischen Anspruch im Sinne einer radikalen Veränderung der kapitalistischen Gesellschaft haben. Deshalb beschreibt und analysiert er hier zunächst sehr ausführlich, in sozusagen gut soziologischer Manier, unser gegenwärtiges Gesellschaftssystem, um dann die eigentliche Frage nach ihrer möglichen revolutionären Veränderbarkeit (und dementsprechend nach einem möglichen revolutionären Subjekt) zu stellen. Und da ergibt sich für ihn das gravierende Problem (wie schon angedeutet), daß die von ihm so bezeichnete Simulationsgesellschaft sich eben nicht mehr mit den traditionellen marxistischen Revolutionskategorien aufsprengen und revolutionieren läßt.

In einem Gesellschaftssystem, in dem wir es nur noch mit den Simulakren der dritten Ordnung (wie oben beschrieben) zu tun haben,

"(da) hilft es nichts, die Dialektik, die 'objektiven' Widersprüche usw. wiederbeleben zu wollen: das ist eine hoffnungslose politische Regression. Gegen die Aleatorik kämpft man nicht mit Zwecksetzungen (sagt er), gegen die programmierte und molekulare Streuung kämpft man nicht mit Bewußtmachung und dialektischer Überholung, gegen den Code kämpft man nicht mit den Mitteln der politischen Ökonomie oder der 'Revolution'. All diese alten Waffen (die Simulakren zweiter Ordnung, A.d.Verf.) sind nach und nach durch das allgemeine System, das von höherer Ordnung ist (nämlich durch die Simulakren der dritten Ordnung, A.d.Verf.), entschärft worden." (STT, S.10)

Baudrillards Problem ist also die entscheidende Frage, wie man heute noch - nach dem Niedergang des Marxismus und unter den völlig veränderten gesellschaftlichen Bedingungen - das Gesellschaftssystem (das für

ihn ein System der Macht und der Gewalt ist, denn die Simulation bzw. der Code ist nach seiner Meinung die "allerreinste gesellschaftliche Herrschaftsform" (STT, S.23) revolutionär unterlaufen bzw. subvertieren kann. Baudrillard fragt also folgendermaßen:

"Gibt es eine Theorie oder eine Praxis, die subversiv wäre, weil sie noch aleatorischer wäre als das System? Eine undeterminierte Subversion, die für die Ordnung des Codes wäre, was die Revolution für die Ordnung der politischen Ökonomie war? Kann man gegen DNS kämpfen? Sicher nicht mit den Mitteln des Klassenkampfes. Oder vielmehr: kann man Simulakren einer logisch (oder unlogisch) höheren Ordnung erfinden - über die gegenwärtige dritte Ordnung, über Determination und Indetermination hinaus -, und würden das noch Simulakren sein?" (STT, S.11/12)

Und nun läßt Baudrillard gleichsam die Katze aus dem Sack, wenn er formuliert:

"Vielleicht ist der Tod und er allein, die Umkehrbarkeit des Todes, von höherer Ordnung als der Code. Nur die symbolische Ausschreitung kann den Code aufbrechen." (STT, S.12)

Mit anderen Worten: Gegen die - reale und imaginäre - Gewalt des Systems (gegen den Code) kann (zumindest theoretisch gesehen) nur sein absolutes Gegenteil gesetzt werden, das Baudrillard im symbolischen Tausch sieht, wobei der Tod die vollendete Form dieses Tausches darstellt.

Das soll im Folgenden etwas näher erläutert werden (mit einem Schlenker von dem ökonomischen Warenaustausch, wie wir ihn kennen, zu dem symbolischen Gabentausch in den sog. archaischen Gesellschaften).

3.1. Die gesellschaftliche Todesverdrängung (Die Konstitution von gesellschaftlicher Macht)

Wie Michel Foucault in seinen bekannten Analysen die gesellschaftliche Diskriminierung der Wahnsinnigen im 17. Jahrhundert beschrieben hat (~~1~~), so verfolgt Baudrillard den Prozeß einer anderen, fundamentalen Diskriminierung, die historisch noch viel weiter zurückreicht. Für ihn

"gibt es eine Ausschließung, die allen anderen vorhergeht, radikaler ist als die der Wahnsinnigen, der Kinder und niederen Rassen, eine Ausschließung, die ihnen allen vorhergeht und ihnen als Modell dient, und die an der Basis selbst der 'Rationalität' unserer Kultur steht: das ist die Ausschließung der Toten und des Todes." (STT, S.197)

Für Baudrillard besteht hier ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Diskriminierung der Toten und des Todes auf der einen Seite und der Etablierung von sozialen Machtstrukturen auf der anderen Seite, denn nur eine Instanz gesellschaftlicher Macht kann ein Verbot des Todes errichten.

Auf diese Machtinstanz verweist er, wenn er schreibt:

"Die Einheit von Toten und Lebenden brechen, den Austausch von Leben und Tod unterbrechen, das Leben vom Tode wegdrängen und den Tod und den Tod und die Toten mit einem Verbot belegen, das ist der erste Punkt des Auftauchens sozialer Kontrolle. Die Macht ist nur möglich, wenn der Tod nicht mehr in Freiheit ist, wenn die Toten unter Überwachung gestellt werden, wobei die künftige Einschließung allen Lebens zu erwarten ist. Das ist das grundlegende Gesetz und die Macht ist der Torhüter des Gesetzes. Die fundamentale Verdrängung ist nicht diejenige unbewußter Triebe, irgendeiner Energie, einer Libido, und sie ist nicht anthropologisch - sondern sie ist die Verdrängung des Todes, und sie ist gesellschaftlich in dem Sinne, daß sie eine Wende hin zur repressiven Vergesellschaftung des Lebens vollzieht." (STT, S.203)

Für Baudrillard ist also "unsere ganze Kultur nichts anderes als eine immense Anstrengung, Leben und Tod voneinander zu trennen und die Ambivalenz des Todes zum Vorteile der Reproduktion des Lebens als Wert

(...) zu bannen" (STT, S.232). Die gesellschaftliche Macht manifestiert sich später noch in vielen anderen Trennungen oder distinktiven Oppositionen des Realen (z.B. Seele/Körper, männlich/weiblich, gut/böse, Individuum/Gesellschaft, etc.), "aber die erste (das heißt: fundamentale, A.d.Verf.) Trennung ist (nach Baudrillard) die von Leben und Tod" (STT, S.204). Sie ist die Ursache für alle späteren gesellschaftlichen Brüche und Spaltungen. Ist erst einmal die Einheit von Leben und Tod zerbrochen, so ist damit auch das "fundamentale Gesetz symbolischer Verpflichtung" (STT, S.198) - das da heißt: "Das Leben dem Tod zurückzugeben" (STT, S.205) - irrelevant geworden und existiert gesellschaftlich nicht mehr.

3.2. Der "symbolische Tausch" (im Sinne des "Gabentauschs")

Genau auf diesen Mangel des Symbolischen (soll auch heißen: der symbolischen Verpflichtung) macht uns Baudrillard bereits mit den ersten Sätzen seines Hauptwerks aufmerksam, wenn er schreibt:

"Auf dem Niveau der modernen Gesellschaften gibt es keinen symbolischen Tausch mehr, wenigstens nicht als ihre Organisationsform. Allerdings, das Symbolische bedroht sie als ihr eigener Tod. Und eben weil das Symbolische die Gesellschaftsform nicht mehr bestimmt, kennen sie es nur noch als Bedrohung, als unaufhörlich vom Wertgesetz durchgestrichenes Erfordernis." (STT, S.7)

Mit dem "Symbolischen" meint Baudrillard hier "nicht primär (etwas) sprachlich Strukturiertes oder (etwas) nach Art eines Signifikantensystems analysierbar, wie das symbolische System von Lévy-Strauss oder die symbolische Ordnung Lacans", auch nicht "die traditionelle Auffassung des Symbols, die eine Repräsentanz des Idealen im Realen im Sinn einer bildgewordenen idealen Bedeutsamkeit meint" (STT, S.372, Nachw. von G. Bergfleth), sondern er verweist mit der "Logik des Symbolischen" (STT, S.63/64) auf

"das Schema einer sozialen Beziehung, die sich auf die Vernichtung des Werts gründet (d.h. auf die Vernichtung des kapitalistischen oder kommerziellen Wertgesetzes, A.d.Verf.) und deren Modell für uns auf die primitiven Gesellschaften zurückgeht, aber deren radikale Utopie allmählich auf allen Ebenen unserer Gesellschaft zu explodieren beginnt, im Taumel einer Revolte, die nichts mehr mit der Revolution zu tun hat oder mit dem Gesetz der Geschichte, oder gar (...) mit einer 'Wunschbefreiung'" (STT, S.7).

Baudrillard entdeckt also in den sog. primitiven oder archaischen Gesellschaften sein Gegenmodell des symbolischen Tausches, wobei das Symbolische in diesem Kontext (wie gesagt) eine Akzentverschiebung erfährt und eine "soziale Beziehung" definiert, "die sich im permanenten Tauschakt zwischen Gabe und Gegengabe herausbildet" und "in der sich (was für das soziale Leben äußerst wichtig ist, A.d.Verf.) Gemeinsamkeit konstituiert" (STT, S.372, Nachw. von G. Bergfleth).

Im Gegensatz zum kommerziellen, kapitalistischen Warentausch, der durch das abstrakte Äquivalenzprinzip und durch das Prinzip der ständig erweiterten Akkumulation des Wertes (Anhäufung der Reichtümer im Sinne des Mehrwerts) bestimmt ist, basiert der symbolische Tausch bzw. der Gabentausch (bei den sog. Primitiven oder Wilden auch "Potlatsch" genannt) darauf, daß eine bestimmte Gabe gegeben wird, die eine Gegengabe verlangt, die aber so beschaffen ist, daß nun ein Wechselspiel und ein gegenseitiger Austausch (Reziprozität) zwischen den Partnern (Individuen oder Gruppen) im Kampf um Prestige, Macht und Anerkennung in Gang kommt, bei welchem der jeweils Beschenkte immer mehr zurückgibt bzw. zurückgeben muß, als er empfangen hat (das ist gleichsam die moralische Verpflichtung, die von der Gemeinschaft gefordert wird), wobei der Abschluß dieser rituellen Austauschaktionen immer weiter hinausgeschoben werden kann - was im Extremfall bis zur totalen Verausgabung und Verschwendung aller Güter, ja bis zum Tod der Beteiligten als letzter Konsequenz führen kann.

(Diese Tauschbeziehung des "Potlatsch" bei den sog. Primitiven hat der französ. Soziologe und Ethnologe Marcel Mauss in seinem berühmten Essay über "Die Gabe" (von 1923/24) eindrucksvoll beschrieben (1).)

Wichtig ist hier für Baudrillards Argumentation, daß er "die Umkehrbarkeit (Reversibilität) der Gabe durch die Gegengabe" (STT, S.8) als eine emphatische "Herausforderung" im Sinne eines sich immer weiter steigernden und sich gegenseitig überbietenden Kampfes auf Leben und Tod um Prestige und Anerkennung der Partner versteht.

Ein anderes Beispiel für eine symbolische Handlung par excellence in den primitiven Gesellschaften stellt für Baudrillard (neben dem Frauenaustausch) die "Initiation" oder die "initiatorische Prüfung" dar. In diesem Fall werden die "jungen Kandidaten der Initiation" in einem bestimmten gesellschaftlichen Ritual von einer Ahnengruppe verschlungen, sie

"(müssen) symbolisch sterben, um wiedergeboren zu werden. Das ist nicht in unserem degradierten Sinn zu verstehen, sondern in dem Sinn, daß ihr Tod zum Einsatz in einem reziprok/antagonistischen Austausch zwischen den Ahnen und den Lebenden wird und anstelle eines Bruches ein gesellschaftliches Verhältnis zwischen den Partnern errichtet,

eine ebenso bedeutsame Zirkulation von Gaben und Gegen-Gaben, wie die Zirkulation von Luxusgütern und von Frauen - ein Spiel unaufhörlicher Erwiderungen, in dem der Tod sich nicht mehr als Ende oder als Instanz installieren kann." (STT, S.206 f.)

Die "jungen Initiierten" zirkulieren also "unter den lebenden Erwachsenen und den toten Ahnen" (STT, S.212) - sie "werden von ihren Ahnen verschlungen, dann werden sie durch die Erde neu geboren, so wie ihre Mutter sie geboren hatte" (STT, S.208) - , das heißt letztlich: "sie werden gegeben und zurückgegeben, und dadurch gelangen sie zu symbolischer Anerkennung" (STT, S.212).

Es kommt bei all diesen wechselseitigen Austauschbewegungen vor allem darauf an, daß der Tote ein "Partner" wird, "zu dem der Primitive eine persönliche und konkrete Beziehung hat, eine ambivalente - je nach dem, glückliche oder unglückliche - Beziehung (...)" (STT, S.221), wodurch - und das ist entscheidend - die Teilung oder Spaltung von Geburt, Leben und Tod gebannt bzw. überwunden wird.

Somit kann Baudrillard feststellen:

"Auf symbolischer Ebene (gibt es) also keine Trennung zwischen Lebenden und Toten. Die Toten haben einen anderen Status, der einige rituelle Vorsichtsmaßnahmen erfordert, das ist alles. Aber Sichtbares und Unsichtbares schließen sich nicht aus, sie sind zwei mögliche Zustände der Person. Der Tod ist ein Aspekt des Lebens. (...) Lebende/Nicht-Lebende ist dabei eine Opposition, die allein wir machen und auf welcher wir unsere 'Wissenschaft' und unsere operative Gewalt gründen." (STT, S.210, Fußnote)

Aus dieser Perspektive, daß "das Symbolische Schluß macht mit diesem Code der Trennung und den getrennten Teilen" (STT, S.210) (wie Leben und Tod, aber das bezieht sich auch auf alle anderen fundamentalen Oppositionspaare wie Seele und Körper, Mensch und Natur, männlich und weiblich, etc.), wobei "in einer symbolischen Handlung beide Seiten ihr Realitätsprinzip verlieren" (STT, S.210), ergibt sich für Baudrillards Todesspekulation jene schwerwiegende Konsequenz, die bis heute nichts von ihrer Aktualität und Radikalität eingebüßt hat:

"In der symbolischen Ordnung ist das Leben, wie jede andere Sache, ein Verbrechen, wenn es einseitig geführt wird - wenn es nicht genommen und zerstört, gegeben und zurückgegeben, dem Tode 'zurückgegeben' wird. Die Initiation (aber auch die anderen Formen der symbolischen Austauschbeziehung, A.d.Verf.) schafft dieses Verbrechen aus der Welt, indem sie die getrennten Ereignisse von Geburt und Tod in ein und demselben gesellschaftlichen Tauschakt auflöst."
(STT, S.209)

3.3. Der "symbolische Tausch" (im Sinne der Baudrillard'schen "Todesrevolte")

Hier kommt nun Baudrillards Todesspekulation im Sinne seiner Todesrevolte zum Zug.

Es ist eine theoretische - wenn nicht gar existenzielle - Forderung, daß ein solches System wie die Simulationsgesellschaft, das gleichsam molochartig alles absorbiert und gleichmacht, mit einem gleichwertigen - und das soll heißen: mit einem radikal feindlichen - Gegenpol konfrontiert werden muß. Und für Baudrillard kommt dafür nichts anderes in Frage als eben der Tod, bzw. das subversive Konzept des symbolischen Todestausches, das nach seiner Meinung alleine in der Lage ist, die Simulation, bzw. die "strukturelle Gewalt des Codes" (STT, S.13) auszuhebeln und zu bannen. Wie ist das zu verstehen?

"Es ist also erforderlich, alles in die Sphäre des Symbolischen zu verlegen, deren Gesetz das der Herausforderung, der Reversion und der Überbietung ist. Denn auf den Tod (d.h. auf den falschen, vom System produzierten Tod bzw. auf die gesellschaftliche Todesverdrängung, A.d.Verf.) kann nur geantwortet werden durch einen gleichen oder höheren Tod. Hier handelt es sich weder um reale Gewalt noch um reale Stärke, sondern nur um Herausforderung und symbolische Logik. Wenn die Herrschaft daraus entspringt, daß das System das Machtmonopol der Gabe ohne Gegengabe innehat - die Gabe der Arbeit, auf die nicht mit der Zerstörung oder dem Opfer geantwortet werden kann, es sei denn im Konsum, der nur eine weitere Spirale des ausweglosen Gratifikationssystems ist, also eine weitere Spirale der Herrschaft; die Gabe der Medien und der Botschaften, auf die dank des Monopols des Codes nichts entgegnet werden kann; und überall und in jedem Augenblick die Gabe des Sozialen, der Schutz-, Sicherheits-, Gewährungs- und Beanspruchungsinstanz des Sozialen, der nichts mehr entgeht - , dann ist die einzige Lösung die, gegen das System das Prinzip seiner Macht selbst zu kehren: die Unmöglichkeit der Antwort und der Vergeltung." (STT, S.64)

Aus dieser Betrachtungsweise schöpft Baudrillard das Gegenpotential zu einem Totalangriff auf unser gegenwärtiges gesellschaftliche System (und nicht zuletzt zeigt sich darin sein anarchistischer Denkgestus).

Er will mit dem symbolischen Todestausch die Simulationsgesellschaft revolutionär herausfordern und unterminieren. Denn diese Gesellschaft, die mit dem natürlichen Tod nichts anfangen kann, ja geradezu panische Angst vor ihm hat, ist letztendlich vor dem Phänomen des Todes im Grunde ratlos, da sie ihn nicht in eine ökonomisch-äquivalente Tauschbeziehung einmünden lassen kann.

"Das System herausfordern durch eine Gabe, auf die es nicht antworten kann, es sei denn durch seinen eigenen Tod und Zusammenbruch. Denn niemand, nicht einmal das System, entgeht der symbolischen Verpflichtung, und in dieser Falle liegt die einzige Chance, seine Katastrophe herbeizuführen. Skorpionisierung des Systems, das umzingelt ist durch die Herausforderung des Todes. Denn diese Gabe, auf die es antworten muß, bei Strafe, das Gesicht zu verlieren, kann evidentenmaßen nur die es Todes sein. In Erwiderung auf die vielfache Herausforderung des Todes und des Selbstmords muß sich das System selbst umbringen." (STT, S.64 f.)

Das System "kann also auf die Herausforderung des Todes nicht (adäquat) antworten und (büßt) folglich seine Souveränität (ein)" (STT, S.380, Nachwort v. Gerd Bergfleth). Doch Baudrillard geht hier noch einen Schritt weiter und bringt in diesem Zusammenhang die "Todesrevolte" ins Spiel, - die Todesrevolte der Verzweifelten und Selbstmörder, die "absolut" ist, "weil sie aus der Unverfügbarkeit des Todes lebt, und sie ist souverän in dem Sinn, daß sie jedem Zugriff der Macht entzogen ist" (STT, S.380, Nachw.). Baudrillard meint dazu, daß "ein einziger Akt einer solchen Revolte (in der Lage ist), die gesamte Gegenwehr des Systems (zu) erledigen" (STT, S.380, Nachw.).

Die Todesrevolte, die Baudrillard hier gegen das System mobilisiert, mündet daher schließlich in den Selbstmord. Der Selbstmord (oder der Freitod) ist nach seiner Meinung "die einzige Form des Opfertods, die heute auszumachen ist" (STT, S.387, Nachw.). Der Selbstmörder ist bereit, sein Leben im Sinne eines Opfertodes hinzugeben (Baudrillard bezieht sich hier auf die Aktionsformen des Terrorismus, wo der Terrorist zu einem gewaltsamen Tod bereit ist, ohne daß es auf staatlicher Seite zu einer symbolischen Antwort kommt; auch die "Selbstverbrennungen", die "einzelne Verzweifelte auf sich nehmen", um gegen das System

Widerstand zu leisten (so z.B. Jan Palach 1968 in Prag oder Hartmut Gründler 1977 in Hamburg), zählen zu dieser "neuen Form des Märtyrertods" (STT, S.389, Nachw.)). Der Selbstmord wird somit zu einem Akt "absoluter Subversion" (STT, S.387, Nachw.) - und damit erscheint der Opfertod in der radikalen Ablehnung des Systems als die "Grundform der Revolte" (STT, S.388, Nachw.).

4. Fazit: Der Begriff der Umkehrung ("Reversibilität")

Zusammenfassend kann allgemein gesagt werden, daß der Tod in Baudrillards subversiver Gegenstrategie zum Träger für eine mögliche Umkehrung der gesellschaftlichen Verhältnisse wird. Der Begriff der Umkehrung (Reversibilität) erweist sich dabei gleichsam als das Zauberwort, als der wichtigste Term des Baudrillard'schen Theoriegebäudes (im Gegensatz zur dialektischen Negation, die er strikt ablehnt). Allein die Umkehrung, die eine symbolische Verpflichtung auf Leben und Tod einschließt, kann für das System tödlich sein (nichts anderes meint letztendlich der Begriff des symbolischen Tauschs).

Somit kann Baudrillard (bereits auf der zweiten Seite seines Buches) folgendes Fazit ziehen:

"Die Umkehrbarkeit (Reversibilität) der Gabe durch die Gegengabe, die Umkehrbarkeit des Tauschs durch das Opfer, die Umkehrbarkeit der Zeit durch den Zyklus, die Umkehrbarkeit der Produktion durch die Destruktion, die Umkehrbarkeit des Lebens durch den Tod, die Umkehrbarkeit jedes sprachlichen Ausdrucks und Werts durch das Anagramm: eine einzige große Form, die gleiche in allen Bereichen, die der Umkehrbarkeit, der zyklischen Umkehrung, der Annullierung - jene, die überall der Linearität der Zeit ein Ende setzt, der der Rede, der des ökonomischen Tauschs und der Akkumulation, der der Macht. Überall nimmt sie für uns die Form der Vernichtung und des Todes an. Es ist die Form des Symbolischen selbst. Weder mystisch noch struktural: (sondern einfach) unausweichlich." (STT, S.8)

5. Nachtrag: Kurzer persönlicher Ausblick

Hier möchte ich jetzt einen Schnitt machen und mich fragen, was diese Theorie des symbolischen Tausches im Hinblick auf meine vor kurzem verstorbene Lebensgefährtin und hinsichtlich unserer Beziehung bedeutet (oder bedeuten könnte).

Was trennt mich jetzt von meiner geliebten, toten Christa?
Und was trennt mich heute noch von meinem eigenen Tod?

Nun, wo meine Partnerin mich verlassen hat und ihre empirische Abwesenheit sozusagen endgültig ist, versuche ich, eine symbolische Verbindung mit ihr - über die (scheinbar) absolute Endgültigkeit des Todes hinaus - herzustellen. Ich möchte mich gewissermaßen von der symbolischen Herausforderung des Todes (von der ich oben die ganze Zeit gesprochen habe) leiten lassen und die Verstorbene im symbolischen Austausch wieder auferstehen lassen ...

Doch wie soll das geschehen? Wie weit kann ich mich jenseits der normierten Alltagskommunikation mit einer Verstorbenen austauschen?

Natürlich ist meine Lebensgefährtin mit vielen Erinnerungen in meinem Bewußtsein präsent (sie ist präsent in ihrer Abwesenheit, soll heißen: in dieser Abwesenheit spüre ich die Anwesenheit ihrer Gegenwart). Und über dieses Medium des Bewußtseins bzw. der Erinnerung kann ich immer wieder mit ihr in Kontakt (eines obzwar nur fingierten Gesprächs) treten (und auch immer wieder ihre symbolische Antwort empfangen).

In diesem Zusammenhang habe ich eine, fast möchte ich sagen: "göttliche Geste" meiner verstorbenen Lebensgefährtin in besonderer Erinnerung, die ich kurz erwähnen möchte. Dabei spielte ein ganz bestimmter Ausdruck ihres Gesichtes bzw. ihrer Augen eine Rolle, als ihre Schwester (im letzten Jahr) einmal bei ihr zu Besuch war. Es lag da wieder einmal (wie so oft) eine gewisse Spannung zwischen den beiden Schwestern in der Luft.

Als ich in dem Augenblick Christa ansah, verdrehte sie auf eine ganz merkwürdige, fast clowneske Art ihre Augen, neigte dann den Kopf leicht zur Seite und schaute gleichzeitig - an mir vorbei - nach oben. Wäre da nicht die Zimmerdecke gewesen, so hätte sich ihr Blick zweifelsohne in der göttlichen Weite des Himmels verloren ...

Dieser einmalige Blick oder Ausdruck ihrer Augen, der mit der spontanen Kopfbewegung gleichsam etwas Metaphysisches an sich hatte (und den ich bisher an ihr so nicht kannte) stellte gewissermaßen die traurige Antwort auf das Unverständnis ihrer Schwester ihr gegenüber dar. Dieser Augenausdruck eines verletzten Menschen, zu einer besonderen Geste geronnen, bleibt mir als ein unvergeßlicher Schatz in meiner Erinnerung.

Doch mir ist jetzt auch bewußt, daß der symbolische Austausch mit einer Toten viel weiter gehen muß (als die Erinnerungsarbeit) und von mir viel mehr (ein-)fordert ... Wenn ich es wirklich ernst meine mit der symbolischen Herausforderung des Todes, dann muß ich mich von ihr in die Pflicht nehmen lassen ...:

Kann ich also mein Leben im Sinne eines antizipierten Todes hingeben, indem ich es gleichsam in der Vorwegnahme "opfere" und damit "zurückgebe" (um die "Lebensschuld", die ein jeder auf sich lädt, zu begleichen)? Und wie wird meine Lebensgefährtin, die Tote im Totenreich, auf diese Gabe "reagieren" und mit welcher Gegengabe antworten?

Fragen über Fragen ... Und noch eine letzte Frage stellt sich in diesem Zusammenhang: Läßt sich der so anvisierte symbolische Austausch zwischen zwei Partnern wirklich auf die Grundstruktur einer diametral entgegengesetzten Beziehung bringen, mit dem Sinn (Ziel) einer symbolischen Aufhebung der Trennung von Leben und Tod, - oder fehlt da vielleicht doch noch ein (unbekanntes) Zwischenglied in der Kette der symbolischen Austauschbewegung? Ich weiß darauf noch keine Antwort ...

Wie dem auch immer sei ... Die Tür einer Antwort auf diese Fragen steht offen ...

Primärliteratur:

- Jean Baudrillard: "Der Symbolische Tausch und der Tod", München: Matthes & Seitz Verl., 1982, (Batterien 14).
(Zitate daraus im Text abgekürzt mit "STI" plus Seitenzahl.)
- Jean Baudrillard: "Agonie des Realen" (= "AR"), Berlin: Merve Verl., 1978.
- Jean Baudrillard: "Transparenz des Bösen". Ein Essay über extreme Phänomene (= "TB"), Berlin: Merve Verl., 1992.
- Jean Baudrillard: "Der unmögliche Tausch", Berlin: Merve Verl., 2000.
- Jean Baudrillard: "Der Geist des Terrorismus", Wien: Passagen Verl., 2002.

Sekundärliteratur:

- Falko Blask: "Baudrillard zur Einführung", Hamburg: Junius Verl., 1995.
- Samuel Strehle: "Zur Aktualität von Jean Baudrillard". Einleitung in sein Werk, Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften, 2012.
- Marcel Mauss: "Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften", Frankfurt am Main: Suhrkamp Verl., 1990.
- "Der Tod der Moderne". Eine Diskussion, Tübingen: Konkursbuchverl., 1983.

Vorbemerkung:

Ich habe während der Korrekturen weitergedacht und manches korrigiert bzw. hinzugefügt. Über die rege Kritik nach dem Vortrag habe ich mich gefreut und würde mich auch über weitere Kritik freuen.

Herzliche Grüße aus B

Ist die Ilias der Beginn von etwas, wenn ja wovon? (Präverbales/Verbales)ⁱ

Um gleich eine Antwort zu geben: ja, der derzeit bekannte Beginn unserer - soll ich sagen - europäischen Literatur! Oder haben wir uns da etwas angeeignet was uns nicht gehört. Uns einfach mit dem Begriff europäisch in das Griechische reingeschmuggelt, in das Urgriechische, das es ja auch nur ist, weil wir von davor und danach kaum etwas wissen.

Und auch der Begriff *europäisch* ist etwas willkürlich gewählt und mehr einem Wunschdenken entsprungen, damals, als sich ein ausgeprägter Philhellenismus entwickelte (Winckelmann, Schliemann, Humboldt etc.)

Das, weil wir uns als Teil dieser Epoche empfinden wollten. Das Wunschdenken lebte fort und führte auch zur Aufnahme von Griechenland und Italien in die EU, obwohl einige wie auch diese Länder nicht darauf vorbereitet waren. Aber ein Europa ohne Griechenland oder Italien?

Aber von *was noch* könnte es der Anfang sein?

Was ich schon als Kind immer gedacht habe: was man nicht alles daraus erkennen und entnehmen könnte?

Den Beginn der Kultur... des Denkens gar, etc.?

Aber nur weil es zufällig mit am Anfang des Schreibens steht, mal abgesehen von Verwaltungs- und wirtschaftlichen Notizen (Z.B. auf den Linear B Tafeln)?

Aber das kann es ja hier nicht sein.....was dann? Der Untertitel könnte vielleicht weiterführen und ist die Verbindung zu uns. Bewusst-unbewusst... Vorsprachlich-Sprachlich

Also nicht verdrängt, sondern nie formuliert.

Getriggert hat mich ein Artikel im Wissenschaftsteil der FAZ (26.3.2025) mit dem Titel: Wohin die Fahrt, wozu die Waffen? Der Trojanische Krieg findet statt; das Vermächtnis des marxistischen Philologen Frederic Jameson ist ein Aufsatz über die interaktionistische "Unmittelbarkeit" der Ilias.

Der Aufsatz über Jameson wurde von Jonas Grethlein (Heidelberg), einem Altphilologen, der sich besonders mit Arbeiten über Ilias und Odyssee einen Namen gemacht hat, verfasst (Grethlein, J. 2025).

Beim Lesen dieses und des Originalartikels von Frederic Jameson (Jameson, F. 2024, New Left Review, 149 September/Oktober 2024: how to read the Iliad; Einleitungskapitel zum letzten Band

(unvollendet) the poetics of Social forms, erschienen mir einige Blitze (ich nehme an, dass sie von Zeus kamen), die weitere Gedankenflüsse in mir auslösten!

Besonders blieben mir die folgenden Gedanken, die ich teils in ähnlicher Weise oder verwandt bereits gedacht hatte bzw. die mich irgendwie bereits beschäftigt hatten, in etwa diese

- A. Niemand wird im Ernst daran denken, dass er die Ilias beziehungsweise den Originaltext erfassen oder verstehen kann (das hat mit unserem neuzeitlichen Verständnis von zum Beispiel Ehre, Tapferkeit, Krieg, Feindschaft etc. zu tun, die Begriffe sind massiv besetzt, auch aber mit dem damaligen Griechisch, das aus diesen und anderen Gründe zwar irgendwie übersetzt aber nur missverstanden werden kann).
Dazu gehört: sind die Achäer uns nicht genauso fremd wie zum Beispiel die Azteken oder andere frühzeitliche Völker?
- B. Erzählt die Ilias nicht von einem ideologischen Nullpunkt aus? Das, wie das vorherige wird uns noch weiter beschäftigen.
- C. Wie auch dieser Punkt bezogen auf die Reaktion von Achill auf den Wunsch des Vaters von Hector, Priamos, der wagt heimlich zu Achill ins Zelt zu kommen und ihn bittet, ihm den bereits geschändeten Leichnam seines Sohnes Hector herauszugeben. Nach erinnern an den eigenen Vater gibt Achill nach. Jameson will hier das Wort Mitleid nicht gelten lassen, sein Argument, ein Wort wie Mitleid existiere im damaligen Griechisch nicht. Das ist etwas, was, auch bezogen auf das von Saussure hergeleitete lacanianische Sprachverständnis besonders interessiert, also etwa wie August Ruhs sinngemäß öfter sagte: wenn es das Wort Bart nicht gäbe, wüssten wir auch nicht, ob oder dass wir einen Bart haben oder gar, was das ist. Ich komme darauf zurück!

Ich möchte nochmals in Fragen aufgliedern

1. Können wir die Sprache und den Inhalt der Ilias verstehen? Wenn nein, hat das, und wenn ja, welche, Konsequenzen bezogen auf unsere Zeitepoche, auch auf Briefe, Romane, Sprechen überhaupt und auf das Verstehen unserer Patienten.

2. Ist die Ilias ein ideologischer Nullpunkt oder erzählt sie von der Nähe eines ideologischen Nullpunktes aus?

3. Heißt es, wenn Worte in einer Sprache nicht existieren, dass es auch die Bedeutung der Worte nicht gibt. Und wieder hierhinein spielend, sind die Worte, die wir verwenden gleichbedeutend mit den damaligen Worten oder auch mit den Worten in anderen Sprachen (z.B. auch in unserer Nähe, z.B. Schweiz, Österreich, Deutschland oder noch näher ein anderes Dorf, ein anderer Mensch, ein Patient usw.)?

Die auch im Artikel vorkommenden Bezüge zu Heidegger, Hegel, Marx, etc. möchte ich bewusst beiseite lassen, sie sind meines Erachtens übergestülpt. Jameson kommt eben z.B. aus der

dialektischen Ecke. Es ist der Versuch, wie auch in anderen elaborierten Disziplinen, einer Entität eine Interpretationsmethode überzuwerfen, die allerdings dann das Objekt auch verändertⁱⁱ.

Zum ersten Punkt, dem Verstehen auch allgemein zwischen Menschen, wobei ich hier unterscheiden möchte, vertrauten, verwandten, nahestehenden, mit mir zusammenlebenden, aber auch fremden, zum Beispiel Menschen eines anderen Dorfes, einer Stadt, einer anderen Kultur, auch eines Patienten, besonders einen, den ich länger oder kürzer in einer gewissen Regelmäßigkeit (z.B. ein bis viermal pro Woche) sehe. Hierher gehört für mich auch zum Beispiel die Übersetzung, die Übersetzung eines Dialekts, einer Sprache oder die Ausdrucksweise eines Patienten, Neurotiker oder gar Psychotiker sowie die Schattierungen dazwischen, auch die Kunst, ein Gedicht, ein Roman, Film, Theater.ⁱⁱⁱ

Ich habe hier schon mehrfach gesagt, bewusst etwas überspitzt gesagt, dass wir uns nicht verstehen können, worauf auch geantwortet wurde "aber wir reden ja miteinander gerade".

Bleiben wir beim Beispiel der Ilias. Es ist das Beispiel, an dem man am besten erkennen kann, was ich sagen will. Dies und auch die anderen Punkte, waren der Grund, warum mich der Artikel von Grethlein in der FAZ sowie dieser Essay besonders angesprochen haben. Weil ein Teil meines Denkens hier enthalten ist und es damit auch Anlass gab weiterzudenken, einer jener Glücksmomente eines, auch, intellektuellen Menschen.

Die Ilias ist ein Großartiges, großes, Beispiel für das nicht verstehen können (!), nicht das nicht verstehen wollen oder sollen (z.B. in der lacanianischen Methode), sondern das nicht verstehen können!

Das Übersetzen einer alten Sprache oder einer neuzeitlichen Sprache in unsere – die Interpretation eines alten Romans, aber auch eines neuen, kann nicht mit verstehen gleichgesetzt werden, da auch gleichlautende Worte (wenn wir sie denn getroffen haben) nicht bedeuten, dass sie unserer derzeitigen Bedeutung der Wörter entsprechen, abgesehen davon, dass schon die Übersetzung einer gewissen Vergewaltigung des Textes entspricht, aber etwas schönem Neuen entsprechen kann.

Warum? Wenn wir beim Beispiel der Ilias bleiben wollen.

Das damalige Griechisch hat viele Transformationen erlebt in der zwar Worte übernommen wurden, aber Bedeutungen wechselten.

Hier möchte ich aus einer kleinen Arbeit von Andrea Marcolongo: Warum Altgriechisch genial ist - Eine Liebeserklärung an die Sprache, mit der alles begann (Marcolongo, A., 2018, 2016) zitieren. Die Arbeit, die nicht unbedingt wissenschaftlichen Kriterien genügt aber auch nicht so gedacht ist, ist genial, weil sie vieles auf den Punkt trifft, gut zu lesen ist und man Altgriechisch nicht dafür können muss. Dies sind die Seiten 182 bis 184, die Überschrift des Kapitels lautet: "Und wie übersetzt man nun?"

"Wie übersetzt man also das Altgriechische in moderne Sprache? Was heißt das? Wie macht man das? Das sind die Fragen, mit denen mich meine Schüler am häufigsten löchern. Und es sind dieselben Fragen, die auch ich einmal meinen Lehrern stellte. Man könnte sagen, dass es Jahrhundert-, wenn nicht sogar Jahrtausendfragen sind, die ihren Ursprung in dem Moment haben,

als man aufhörte, das Altgriechische zu verstehen und sich in dieser Sprache verständlich zu machen. Dadurch ist die Übersetzung zur einzigen Verständnismöglichkeit geworden. An den altsprachlichen Gymnasien wird häufig der Terminus "Version" verwendet -vielleicht ein weiterer Beleg für den Tod der alten Sprachen, obwohl es eines solchen nun wirklich nicht bedurft hätte. Alle Fremdsprachen werden übersetzt, und nichts anderes sind Latein oder Altgriechisch für uns. Das Wort Version stammt vom lateinischen Verb *verto* ab, das so viel wie zuwenden, verwandeln, umformen und folglich auch übersetzen bedeutet. "*Verti etiam multa de Grecis*", "ich habe viele griechische Werke übersetzt", informiert uns Cicero in den "*Tusculanae disputationes*". Das italienische Verb "*tradurre*" geht auf das lateinische "*traducere*" zurück, das Übertragen, Enthüllen oder Hinüberführen, also anderswo hinbringen bedeutet^{iv}. Und genau das ist das Ziel einer Übersetzung – aus welcher Sprache auch immer. Es geht darum, die Bedeutung auf die andere Seite der Sprachbarriere hinüberzutragen. Eine Übersetzung kann dem Original niemals wirklich gleichkommen, sondern ist vielmehr ein Weg, auf dem man sich dem Sinngehalt des Originals annähern kann. Das Ergebnis ist eine Begegnung, vergleichbar mit einem Aufeinandertreffen mit einer Person, die gerade noch weit entfernt war und plötzlich ganz nah ist. Und obwohl es niemand mehr spricht, gilt dies auch für das Altgriechische. Die Übersetzung ist ein *Parcours*, den man Schritt für Schritt beschreitet, um sich der Bedeutung einer Sprache, die nicht die eigene ist und es auch niemals sein wird, so weit wie möglich anzunähern. Es ist eine Reise auf eine Sprache zu, deren Besonderheiten sie zu etwas Einzigartigem machen, das wir allerdings nicht fühlen, weil es unserer Sprache und unserem Sprachempfinden fehlt. Deshalb sind wir gezwungen, zu übersetzen und uns damit gewissermaßen auf den Weg zu einem anderen Ort zu machen. Es steht außer Frage, dass man eine Sprache gut beherrschen muss, um das Ziel dieser Reise zu erreichen, von der wir zu Beginn noch nicht wissen können, wohin sie uns letztlich führen wird. Mit anderen Worten: wir müssen lernen, uns anstrengen, fleißig sein, dranbleiben. Zugleich müssen wir bis zu einem gewissen Grad aber auch erspüren können, was uns diese Sprache aus einer längst vergangenen Zeit sagen will. Vergangen ja, aber nicht verschwunden, denn welchen Sinn hätte es, eine Sprache zu studieren, deren Bedeutung sich uns vollständig entzieht? Es braucht Beharrlichkeit, Vertrauen in sich selbst und eine gewisse Vertrautheit mit der Sprache. Ein Text spricht, also genügt es hinzuhören. Als ich einmal um 08:00 Uhr morgens vor einer Klassenarbeit saß und vor der Wahl stand, das Altgriechische entweder zu besiegen oder ihm zu unterliegen, begriff ich, dass es nur einen Weg gab, um vorwärtszukommen: ich musste denken, wie die Griechen dachten. Das ist nun seit über 15 Jahren meine Methode – und mein erster und zugleich wichtigster Rat, wenn es ums Übersetzen geht."

Das ist nun das Ende des Zitats. Ich möchte nur dazu bemerken, wenn das nur so einfach wäre zu denken, wie die Griechen denken und dazu noch die Altgriechen. Nichtsdestoweniger drückt dieser Text eine Menge von dem aus, was ich auch sagen will. Und eben das gilt dann eben auch bei dem Versuch unseren Patienten gerecht zu werden.

Altgriechisch wird seit vielen Jahrhunderten nicht mehr gesprochen, deshalb kann es nicht wirklich übersetzt werden, wir wissen nur Teile über das Leben in der Antike, geschweige denn über den einzelnen Menschen, nahezu nichts jedoch über das Leben und damit die Bedeutung der Wörter in der Zeit des Verfassens der *Ilias* bzw. noch weniger aus der Zeit, in der sie spielen soll. Das betrifft besonders Themen wie Religion, Götter, ethische Themen usw., von denen wir noch später hören werden.

Wenn wir uns ansehen, was für Veränderungen unsere Sprache derzeit durchmacht, können wir ein bisschen nachempfinden, wieviel sich, seit etwa 2800 Jahren geändert haben kann und wie schwierig

es sein dürfte, sich das Leben zur Zeit der Ilias vorzustellen. Lohnend in dieser Hinsicht ist, sich in das Griechisch von damals hineinzudenken, wofür ich Andrea Marcolongo, "Warum altgriechisch genial ist", nochmals empfehlen kann. Ich selbst spreche nicht Altgriechisch, nur etwas Neugriechisch.

Ich möchte hier nur einen Numerus wie den Dual, der ein Paar bezeichnet, was es nur noch selten in anderen europäischen Sprachen gibt und eine Erklärung in der Mythologie findet und unter anderem Vokativ, Optativ, Aorist, Aspekt etc. nennen. Diese Aufzählung soll nur darauf hinweisen, dass schon in der sprachlichen Grammatik, nicht nur in den Worten, anderes Verständnis und andere Haltungen stecken! Triebkraft für viele Änderungen der Sprache war das hinzu kommen von anderen Völkern, den Barbaren, die andere Denk- und Erlebnisweisen hatten und für die es auch erforderlich war, die Sprache zu vereinfachen, um eine Akquisition durch sie möglich zu machen.

Dabei könnte man auch über die Farbwelt der Griechen sprechen, deren Farben unseren gar nicht entsprachen. Autoren wie Nietzsche oder Goethe rätselten teilweise, ob die Griechen ein anderes Farbempfinden hatten oder anders sahen als wir. Ich denke die Farben waren einfach mehr mit tatsächlichem Vorkommen zum Beispiel in der Natur verbunden. Nach Marcolongo muss man eine gewisse Blindheit für Blau und Grün vermuten, in der Ilias benennt Homer nur 4 Farben: das Weiß der Milch, das Purpurrot des Bluts, das Schwarz (!) des Meeres, sowie das Gelbgrün des Honigs und der Felder. Hier noch ein kurzes, ästhetisch schönes und erleuchtendes Zitat von Marcolongo, das ich insbesondere einfüge, da deutlich wird, dass es sich im altgriechischen um einen ganz anderen Praxisbezug handelt (s. 149,150): "Schwarz (μέλας) und Weiß (λευκός) standen für das Dunkel und das Licht (das lateinische Wort *lux*, "Licht", hat dieselbe Wurzel wie die griechische Farbe). Und nach Ansicht der Griechen war es die Mischung von Licht und Schatten", aus welcher die Farben entstanden. Das altgriechische Wort ξανθός bezeichnet eine Farbe, die irgendwo zwischen Gelb, Rot und Grün liegt – Kupfergrün würden wir es vielleicht nennen. Es ist der warme Farbton reifen Getreides und der Haare der blonden homerischen Helden, aber auch des rötlichen Feuerscheins, der die Nacht erhellt oder des orangefarbenen Balls der untergehenden Sonne. Das Adjektiv πορφύρεος bedeutet "aufgeregt", "in ständiger Bewegung seiend", "kochend" oder auch "purpurfarben" – ein Ton, der von Blutrot bis hin zu blau changieren kann (denken Sie an z.B. an Ihr Pflaster oder eine Terrasse aus den verschiedenfarbenen Porphyrr Steinen, Anm. D. Drost). Πορφυρέυς meint den "Purpurfischer" beziehungsweise "-färber", jenen Berufsstand also, der den Farbstoff aus der Purpurschnecke gewinnt und anschließend weiterverarbeitet. Die Farbe κυάνεος, "Schwarzblau" beziehungsweise "Cyan", bezeichnet ganz allgemein die Farbe Blau, deren Spektrum von Azurblau über Dunkelrot bis hin zum Schwarz des Todes reicht. Meine griechische Lieblingsfarbe ist γλαυκός, "Graublau". Als Adjektiv bedeutet das Wort vor allem "glänzend", "glitzernd" oder "leuchtend" und meint damit das im Licht schimmernde Meer (das Meer im gedämpften Licht mit verdeckter oder teilverdeckter Sonne, das ebenso verschiedene Tönungen annehmen kann. Anm. D. Drost). Κυάνεος sind auch die Augen Athenas, "hell wie die einer Eule", himmelblau, azur, graublau."

Analog möchte ich hier andeuten, dass die Sprache des Unbewussten ebenso aus einer längst vergangenen Zeit des Individuums stammt und den unterschiedlichen Ausdrucksmöglichkeiten der unterschiedlichen Lebensphasen entspricht, Empfindungen, Gerüchen, Lauten, Melodien, Bildern sowie verschiedenen Sprachphasen etc., um nur Einiges aufzuzählen. Auch hier gilt, dass Vieles davon nicht mehr erinnert, geschweige denn gedeutet oder in eine heutige Sprache des Individuums übersetzt werden kann.

Hier ein weiterer Ausritt beziehungsweise ein weiteres Beispiel des anders Verstehens.

In Grethleins: Die Odyssee, Homer und die Kunst des Erzählens (Grethlein, J., 2017) gibt es ein Kapitel: "Die Lügengeschichten" in der er über die Geschichten des Odysseus spricht, die dieser der Athene (verborgen hinter einer Hirtengestalt), dem Eumaios, einen befreundeten Sauhirten und unter anderem auch seiner Frau erzählt, als er, nach Ithaka zurückgekehrt, noch unerkannt bleiben will. Er tritt als Bettler auf. In diesem Kapitel gibt es ein Unterkapitel, benannt: "Lüge und Wahrheit". Eine sogenannte Lüge hat da eine ganz andere Bedeutung bzw. erfährt eine andere Bewertung, nämlich eine viel Mildere, beziehungsweise sogar lobende, z.B. im Sinne einer List (der listige Odysseus).

Es begegnet uns oft in unseren persönlichen Beziehungen (z.B. sogenannte Notlügen, Lügen aus Angst heraus, vor zum Beispiel einer harschen Reaktion des Partners etc., etc.) aber auch oft in unseren Analysen (auch in den Intervisionen), wenn wir geneigt sind einen Partner, Freund oder Analysanden zu verurteilen. Wie damit umgehen? Dies ist Folge unserer ethischen und religiösen Erziehung und unseres dadurch ausgeprägten Über-Ichs, je nach familiärer Situation und Konstellation. Ich möchte hier für einen anderen Umgang mit dem Wort Lüge plädieren (die Sprache hat hier ja schon manches mit den Worten List, Notlüge etc. geleistet, eine weitere Digitalisierung der Sprache! Kommt noch später) Also weiter mit Odyssee und Grethlein: Odysseus gibt sich bei Athene als Kreter aus, der einen Sohn des Idomeneus getötet habe (Idomeneus, ein König der Kreter, der auch im Bauch des hölzernen Pferdes von Troja war), da dieser ihm seinen Beuteanteil aus Troja streitig machen wollte. Hier ein kurzes Zitat aus Grethleins Odyssee, in dem Athene ihren Schützling lobt, (ebd. Grethlein, J., 2017, S. 195): "Klug müsste der und diebisch sein, der dich überholen wollte in allen Listen, und träte auch ein Gott dir gegenüber! Du schlimmer Gedankenbunter, Unersättlicher an Listen! So wolltest du denn nicht einmal, wo du doch in deinem Lande bist, aufhören mit den Betrügereien und mit den Reden, den diebischen, die dir von Grund auf eigen sind. Doch auf! Reden wir nicht mehr davon, die wir doch beide die Listen kennen! Da du unter den Sterblichen allgesamt der weitaus Beste bist an Rat und Worten, ich aber unter allen Göttern berühmt durch Klugheit bin und Listen."

Die Hochschätzung der Täuschung im homerischen Epos zeigt sich nicht zuletzt im Ruhm, den Odysseus für die List des hölzernen Pferdes erntet.

Und spüren Sie, wie Sie die Götterwelt der Odyssee in das Reich der Erfindungen und Fabeln abdrängen wollen und sie von unserer Religion unterscheiden wollen, die ja aber ebenso keine Evidenzen aufweisen kann?

Die Bewertung einer „faktischen“ Lüge erfolgt also ganz anders, ja schlägt sogar ins Positive um und das Zitat zeigt gleichzeitig auch den völlig anderen Umgang mit der Bezeichnung Göttin oder Gott die (oder eben das in uns bereits damit verschmolzene Über-Ich, ich verweise auf das noch kommende "geworfen" sein in die Sprache) nicht wie bei uns etwa vielleicht sagen würden "du sollst nicht lügen", sondern es zeigt sich ein menschlicherer Umgang und eine Parteilichkeit. Die Lüge wird auch vor einer Göttin gar zur kulturellen Leistung.

Was auch dabei zu bemerken ist: unsere Glaubensvertreter haben es fertiggebracht, unsere Religion als eine einzig mögliche gelten zu lassen und wir haben das verinnerlicht. Z.B. Schamanentum und auch Vielgötterei erscheinen uns von vornherein absolut suspekt und lächerlich, bei allerdings fehlender Begründung! Es lassen sich aber überall bedeutsame Aspekte finden, auch anwendbare, etwa bei den Vorstellungen von Medizinmännern oder Schamanen in sogenannten indigenen

Völkern. Belege für die Überlegenheit der oder gar der Wahrheit in den monotheistischen Religionen fehlen völlig.

Warum erzähle ich das? Weil es (wie z.B. das Wort Lüge), wie vieles andere zu Miss-, Fehlverstehen, ja sogar in verschiedenen Epochen einer einzigen Sprache führen kann...

Hier noch ein kurzer Ausritt zu dem viel strapazierten (im Lacanianischen) nicht verstehen sollen oder wollen sollen. Wie häufig wird da etwas überspitzt formuliert, was zu Missverständnissen und damit auch von problematischen Auffassungen führt, wenn es nicht erklärt wird oder vermeintlich nicht erklärt werden kann.

Ich sehe es etwa so: der Patient soll selbst langsam zum Verständnis von etwas kommen und selbst erfahren, was der Punkt ist. Wenn wir verstehen, ergibt sich die Gefahr, dass wir einseitig beeinflussen, dass wir ungeduldig werden und Dinge von uns geben, die zu früh sind, ungewollt oder eben doch gewollt, um etwas abzukürzen, was noch Zeit bräuchte, um es selbst (bezogen auf den Patienten) nachvollziehen zu können (was auch in anderen psychoanalytischen Richtungen, anders formuliert, zu finden ist). Ja, um auch das Aufblitzen zu spüren, *das ist bei mir da und nicht nur, ja es könnte so sein*. Aber zu etwas braucht der Patient uns doch und dafür müssen wir doch spüren, wo etwas in ihm vor sich geht, dort verweilen, wo er flüchten möchte oder später wieder dahin kommen, und je länger wir ihn kennen auf Bestimmtes fokussieren (sollen wir das?), sei es einen Akzent zu setzen mit einer bestimmten Miene oder nicht (können wir das kontrollieren?) und so weiter. Wichtig ist jedoch, bei ihm zu bleiben, bei dem, was er vermeintlich sucht und möchte. Ich bin mir sicher, dass ich hier manchen schon zu weit gegangen bin, für andere jedoch zu kurzgetreten habe. Es ist das Gespür, das jeder bekommen muss in seiner Erfahrung und Praxis, das niemand auf ihn übertragen kann oder ihm überstülpen kann und auch sollte, was aber auch nicht durch Leer- und Leitsätze bestimmt werden kann, was ja im Übrigen dem gesamten (in diesem Fall lacanianischen) Gedankengebäude gegenüberstehen und widersprechen würde. Auch hier gibt es ein nicht sollen oder sollen wollen. Aber man muss dafür schon etwas vom Patienten verstanden haben!

Beim nächsten Punkt ging es um die Frage eines möglichen ideologischen Nullpunkts oder mehr die Nähe zu einem ideologischen Nullpunkt in der Ilias. Das wäre *ein Anfang von etwas*, um an das Thema zu erinnern. Streng genommen ja, aber was sind Ethik und Religion? Auch eine Art von Ideologie? Für manche gilt die Ilias als Schule, für andere ist es eine Darstellung des Griechentums und es wimmelt ja nur so von Göttern. Freilich ist ein Vergleich zu unserer Art von Religion schwierig. Wenn sich auch in zum Beispiel der Bibel oder auch im Koran viel Widersprüchliches findet, hat sich schließlich ein Kanon für Verhalten, Moral, Lebensweise und eine Koexistenz zwischen himmlischer und weltlicher Macht herausgebildet, je nach Interpretation und Auslegung durch Priester, Päpste, Kardinäle, Religionswissenschaftler, Muftis und so weiter. Im alten Griechentum ging es aber eher um die Macht und die Hierarchie der Götter, weniger um Moral (gab es sie?), im Gegenteil, diese wurde, ohne darüber zu reflektieren von den Gottheiten missachtet, wobei wir hier wieder fälschlicherweise unsere Moralvorstellungen voraussetzen und anwenden, was wie früher angeführt unzulässig ist, da es sie in dieser Form nicht gibt, keine Humanität o.ä. etc... Bisweilen wird in Ilias und Odyssee Übermut bestraft, aber besonders wenn er Mitgliedern oder Teilmitgliedern des Olymps gegenüber zur Anwendung kommt.

Ein Beginn von Moral, wenn auch unverhohlen die Machtverhältnisse und nicht ausgeklügelte Regeln und Gebote gelten. Die Machtverhältnisse werden auch nicht in Frage gestellt.

Somit allenfalls ein Beginn von Ideologie, wobei man sagen kann, dass die enthaltenen Unebenheiten in der "Religion" später schrittweise geglättet wurden, auch Willkür schrittweise in scheinbare Vernunft verwandelt wurde und schließlich eine Art Einheit im Monotheismus (Echnaton, Christentum, Islam, Judentum) gesucht wurde.

Auch die homerische Ethik erschöpfte sich in der Darstellung tapferer, heldenhafter oder auch listiger Persönlichkeiten als Identifikationsvorbilder (?) bedingt durch gewisse Notwendigkeiten in dieser Zeit oder auch nicht, bedingt durch nötige Ortswechsel und dadurch erforderliche kämpferische Auseinandersetzungen beim Zusammentreffen mit anderen Völkern. Ursachen eines Ortswechsels zum Beispiel Naturkatastrophen, Nahrungsmangel oder auch Angriffe durch andere Völker, Kriege, Erdbeben, Vulkanausbrüche.

Also keine Gedankengebäude, geglättete Regelsysteme, ausgeklügelte, durchdefinierte Ideologien und Religionen. Eher Handlungsanweisungen, die von höherstehenden Personen einer Hierarchie ausgelegt werden. Dann auch mal durch Deuten von Naturphänomenen oder Träumen, die auch Gestaltungsspielraum ließen...

Somit vielleicht doch ein Anfang von Ideologie, wobei die *Interaktionen* (bei Jameson der *Agon*) zwischen den Menschen, nämlich Achill-Hector, Achill-Priamos, Paris-Helena, Paris-Menelaos, Achill-Agamemnon etc. ganz im Vordergrund stehen, besonders auch all die aufgezählten Kampfhandlungen mit den spezifischen Verletzungen, wie sie damals verstanden wurden, und eben nicht so das metaphysisch, ideologisch, oder religiös vermittelte Handeln. Freilich wird man eben wieder nach unseren heutigen Kriterien, die wir aber nicht anwenden sollen und dürfen, – wir müssen damaliges Denken und Handeln aus der damaligen Zeit zu verstehen versuchen –, die damaligen rudimentären Ansätze von Ideologie und Religion als solche verstehen, aber doch aufgrund der geringen Ausprägung als ideologischen Nahezu-Nullpunkt gelten lassen.

Unsere Ansätze sind häufig doch eine weitgehende Psychologisierung, beziehungsweise psychologische Interpretation menschlichen Handelns, die, damals, abgesehen von den eben angeführten und noch kommenden Darstellungen (zum Beispiel Mitleid) ohne entsprechende Grundlage war, weshalb uns das Lesen der Ilias, mehr noch als der doch bilder- und handlungsreicheren Odyssee, merkwürdig befremdlich leer und gerüthhaft vorkommt. Es scheint etwas zu fehlen. Das Aufzählen von Schiffen, Ausrüstungen, an der Expedition teilnehmenden Parteien, Kampfhandlungen, Verletzungen ohne Wertung, erinnert an die verwaltungstechnischen Aufzählungen, zum Beispiel auf Linear B Tafeln in Pylos und anderen Orten der minoischen und mykenischen Zeit (sind möglicherweise auch ein Zitat daraus).

Es ist die fehlende Subjektivität, die uns nicht davon abhält, psychologisierende Einschätzungen, zum Beispiel der Ilias zu versuchen. Laut Grethlein sei aber eine Subjektivität erst mit der archaischen Lyrik erwacht. Ein jüngstes heutiges Beispiel durch Steiner in *The International Journal of Psychoanalysis* (Steiner, J., 2025, 784-798), in dem er in einer nachträglichen analytischen Deutung eine Biografie eines englischen Dichters, Samuel Taylor Coleridge durch Richard Holmes der Ilias von Homer bezüglich der Vorgänge Hass, Wut, Rache, Rückzug in Groll und Klage gegenüberstellt. Ohne weiter zu interpretieren, möchte ich es, als ein Beispiel für oben Angeführtes stehen lassen und auch an die Ausführungen von Grethlein verweisen, in denen er auch seine Situation, als er in frühen Jahren an

einem Blasentumor erkrankt (Grethlein, J, 2022, S.191,192), mit dem Tod und einem Ende seiner jungen Karriere konfrontiert war und dies, auch in Bezug auf seinen strengen Vater (Theologe) versuchte in der genannten Publikation (Achilleas-Priamos) zu verarbeiten. Auch hier möchte ich von einer erweiterten Stellungnahme Abstand nehmen, aber auf die vorangegangenen und noch folgenden Darstellungen in Bezug auf die Andeutungen Jamesons bzgl. der Frage, ob es damals schon Mitleid gegeben habe, hinweisen, da sie ein wesentlicher Bestandteil der vorliegenden Darstellung sind. In erweiterter Analogie weise ich auf die eigene Erfahrung der wiederholten Konfrontation mit einer ähnlichen Situation einer nahestehenden väterlichen Figur hin, was besonders nach dessen Ableben zur eigenen intensiven Beschäftigung mit dem älter werden und Reaktivieren der Auseinandersetzung mit der Erkrankung, Beziehung zu und schließlich dem Tod des eigenen Vaters führte. Als "beginnender" Arzt (wenn auch nicht alleiniger Arzt) mit zusätzlicher Belastung auch durch die dadurch bestehende Verantwortung!

Schließlich geht es nun um *präverbales* und *verbales*, also was die Zeit vor der Symbolisierung und was die Symbolisierung schließlich mit unserer Welt macht, auch wie sich der Grad der "Digitalisierung" und damit die Genauigkeit der Darstellung ändert.... Ist es möglich etwas zu sehen oder zu erkennen, ohne es zu bezeichnen? Oder ist es umgekehrt, verbaut die Sprache die Sicht, die Gesamtsicht auf etwas?

Digitalisiert die Sprache die Welt, digitalisiert die Psychologie oder Medizin den Menschen beziehungsweise den Patienten?^{vi}

Werden wir nicht in die Welt, sondern in die Sprache geboren, oder (mit Heidegger) geworfen! Und, um bei der Analogie zu bleiben, der Patient in Diagnosen geworfen, die aus einzelnen Patienten-, Fallbeispielen geboren wurden und nur recht grob auf neue Fälle passen und somit den Patienten häufig nicht gerecht werden. Eine Industrie steht dahinter und baut Druck auf, Krankheiten zu benennen, damit Patientengruppen in die immer mehr Patienten aufgenommen werden können und damit mit gleichen (evtl. dann auch nicht geeigneten) Mitteln behandelt werden können. Wie aber kommunizieren wir ohne Diagnosen, Einteilungen, Schemata, oder können wir auf Diagnosen verzichten (wäre ein eigenes Thema)?

Ausgehend von Jameson und Grethlein und Achill, der Priamos, dem Herrscher von Troja den Leichnam seines Sohnes Hector zurückgibt. Aus Mitleid? Jameson sagt: es habe das Wort Mitleid in dieser Zeit und in der griechischen Sprache damals noch nicht gegeben, will sagen, es gab noch kein Mitleid.^{vii}

Da kommt mir immer die Aussage von Professor August Ruhs in den Kopf, sinngemäß: "ohne das Wort Bart würden wir nicht einmal wissen, dass wir einen Bart haben" (wenn wir denn einen haben). Also, was würden wir, dann präverbal, sehen, wissen, spüren?

Vielleicht ein Kitzeln, Prickeln auf der Haut, das ich spüre aber nicht zu sagen weiß. Ich assoziiere vielleicht eine ähnliche Situation, vielleicht in der Liebe – wenn ich meinen Kopf in den behaarten Schoß meiner Geliebten lege, und vielleicht gehen meine Assoziationen weiter und ich erregte mich, viele Bilder laufen vor meinen Augen ab, eventuell der Beginn einer Symbolisierung, und ich stoße

vielleicht einen Laut aus, der vieles beinhaltet (Kopfhaar, Bart, Behaarung des Geschlechtsbereichs, Erregung, Nähe, Zuneigung, Kratzen, Wärme und gar Vereinigung).

Es kann sein, dass es Bart oder Haar heißt, aber es beinhaltet vieles mehr, wie wir gesehen haben. Aber es ist immer noch so, dass es bei einem so und beim anderen so aussieht, je nach Assoziationen und Erlebnis und das eben *dann auch später*, wenn wir es benennen können, zum Beispiel ein Haus, bei dem einen wie eine Scheune oder ein Stall, für den anderen ein Schloss, für den einen ein liebevolles Aufwachsen in seiner Familie, für den anderen ein Herd von heftigen Auseinandersetzungen, auch in der Familie. Vielleicht auch der Unterschied zwischen analog und digital. Hier das unspezifische Ganze, bei Ruhs eine amorphe Masse, zitierend Saussure und schließlich auch Lacan wiedergebend aus: A. Ruhs: Lacan. Eine Einführung in die strukturelle Psychoanalyse (Ruhs, A., 2010, Löcker, Wien), S.35, 38,39: "denn weder das Denken noch das zu befördernde Lautmaterial sind Saussure zufolge Strukturen, sondern amorphe Massen. Erst die Berührung des Denkens mit dem Laut führt zu einer bestimmten Zahl von Einteilungen, die durch diese Substanzen selbst unerklärlich sind" und dann (ebd. Ruhs, A, 2010, S.38, zitierend de Saussure, 1967, S. 133): "Psychologisch betrachtet ist unser Denken, wenn wir von seinem Ausdruck durch die Worte absehen, nur eine gestaltlose und unbestimmte Masse. Philosophen und Sprachforscher waren sich immer darüber einig, dass ohne die Hilfe der Zeichen wir außerstande wären, zwei Vorstellungen dauernd und klar auseinanderzuhalten. Das Denken, für sich allein genommen, ist wie eine Nebelwolke, in der nichts notwendigerweise begrenzt ist. Es gibt keine von vornherein feststehende Vorstellungen, und nichts ist bestimmt, ehe die Sprache in Erscheinung tritt. Gegenüber diesem verschwommenen Gebiet würden nun die Laute für sich selbst gleichfalls keine fest umschriebenen Gegenstände darbieten. Die lautliche Masse ist ebenso wenig etwas fest Abgegrenztes und klar Bestimmtes; sie ist nicht eine Hohlform, in die sich das Denken einschmiegt, sondern ein plastischer Stoff, der seinerseits in gesonderte Teile zerlegt wird, um Bezeichnungen zu liefern, welche das Denken nötig hat. Wir können also die Sprache in ihrer Gesamtheit darstellen als eine Reihe aneinandergrenzender Unterabteilungen, die gleichzeitig auf dem unbestimmten Feld der vagen Vorstellung... und auf dem ebenso unbestimmten Gebiet der Laute ... eingezeichnet sind". Schließlich auf Seite 39 Ruhs gemäß Lacan: "die höchste Illusion für den Menschen ist es, dass er die symbolische Ordnung geschaffen zu haben glaubt. Wenn er in ihr denkt, ist er in seinem Sein gefangen. Das Subjekt ist von der Sprache nicht nur beherrscht, sondern wird auch durch sie endgültig konstituiert."

Mit der Sprache und Schrift sind die Gestaltungsmöglichkeiten und die Art der Verständlichmachung unterschiedlich, es wird mit Lauten und später Zeichen, Pausen, etc. strukturiert – (Man denke an die ursprüngliche Wiedergabe des Altgriechischen ohne Leerzeichen als riesige Satzungetüme mit vielen Worten ohne Trennung) mit Verlusten wie oben angeführt. Der Bart wird vom übrigen Haar und vom Körper abgetrennt, sowie von den individuellen Assoziationen. Wenn die Sprache genauer wird, holt sie wieder auf. Es werden also immer kleinere Teile bezeichnet, das Ganze aber immer mehr vernachlässigt. Mit der Sprache ziehen wir uns außerdem ein Korsett an (s.a. bei Sapir-Whorf^{viii}), durch das *Geworfen werden* in eine Sprache werden auch bestimmte Denkwege, Strukturen, Vorstellungen, Ideologien, Religionen, auch Vorstellungen über andere Völker, Fremde sowie auch Wertungen vorgegeben (als Beispiele Begriffe wie Zukunft, Fortschritt, Barbaren, Barbarei, Vielgötterei etc., etc., die bestimmte Vorstellungen und Wertungen implizieren oder auch feststehende Bezeichnungen wie "du polnischer Jud" wie auch Sprichwörter oder auch Liedtexte, die oft auf bestimmte Worte von uns unmittelbar assoziiert werden).^{ix}

Noch mehr bezogen auf die Ilias, wo bestimmte ethische Vorstellungen nicht kritisch hinterfragt wurden, es auch keine Werkzeuge gab (eine Annahme), diese zu hinterfragen (sprachlich). Humanismus, human sein, Grausamkeit, Psyche etc. sind alles Erfindungen der späteren Zeit, auch zum Beispiel die Trennung von Leib und Seele, von der ich bis heute nicht überzeugt bin.

Bei Homer (s.a. Grethlein, J., 2022, S. 88 ff.: Mein Jahr mit Achill. Die Ilias, der Tod und das Leben) gab es den Atem, wohl am ehesten dem Leben entsprechend, Thymos am ehesten mit Mut, Energie, Lebenskraft zu umschreiben, später bei Platon ist Thymos eine von 3 Teilen der Seele, Thymos, Eros (Verlangen), Logos (Einsicht), und wenn wir bei Aristoteles über die Seele lesen, finden wir etwas anderes vor, als wir vielleicht erwarten, nicht jedoch eine erste Psychologie.

Was vielleicht Thymos bei Homer war, das, was die Gelenke in Bewegung setzt, was die Helden zum Kampf antreibt geht in der Ohnmacht verloren und wird beim Sterben ausgehaucht (Grethlein verweist auf die Darstellung der Menschen auf den antiken Vasen. Sie sind wie aus lediglich Gliedern zusammengesetzt). Dies, um nochmal zu betonen, dass viele Worte eine völlig andere Bedeutung hatten, als Sie in unserer Zeit haben können.

Zur Analogie, ein Patient wird in Diagnosen geworfen, ist zu sagen, dass z.B. die Diagnose einer Depression bei einem Patienten mit außerdem auch Zwängen, narzisstischen Zügen etc. zunächst die anderen Bezeichnungen und damit Eigenschaften in den Hintergrund treten lässt und zu einer einseitigeren Ausrichtung, zumindest zunächst in der Kommunikation über ihn, führt, somit das Gesamtbild einzelnen Teilaspekten weicht und dies dann durchaus auf den Analytiker zurückwirkt etc..

Wenn wir vom Titel Jamesons ausgehen: *Agon: The Iliad* und ihm folgen, dass der Unterschied zur späteren Zeit das unmittelbare (!), unvermittelte Handeln nach einem bestehenden ethischen Kodex ist und *wir* vermittelt handeln (Beispiel: wir lesen ein Reisebuch und suchen das, das der Autor mit seiner spezifischen Sichtweise gefunden hat oder auch bereits von Vorgängern übernommen hat oder wir gehen mit einer bestimmten Wettervorhersage in den nächsten Tag und wenn uns die Nachbarin vom Balkon heruntersäuselt, was für ein schöner Tag heute, antworten wir, aber der Wetterbericht hat Regen vorausgesagt....) Das Extrem diesbezüglich finden wir in der heutigen Politik, die in Talkshows, Social Media, Zeitschriften, Magazinen, Zeitungen stattfindet, was zu immer weniger und wenn, sehr vermitteltem Handeln führt - mit bekannten Vor- und Nachteilen. Sich zuerst etwas zu überlegen, mehrfach mit Vielen zu diskutieren, bevor man handelt oder sehr verzögert oder gar nicht handelt.

Oder denken, man habe ja schon alles in den verschiedenen Veranstaltungen erklärt, ohne zu denken, dass man ganze Gruppen dort gar nicht erreicht.

Eine weitere Folge: die meisten Auseinandersetzungen spielen sich theoretisch ab, Subversivität fehlt, das Begehren der Autoren und Diskutierenden beziehungsweise von Teilnehmern in Social Media ist Anerkennung, Likes, Publikation, nicht die Umsetzung der Gedanken, und vor allem auch wirtschaftliche Effekte, nämlich zum Beispiel Werbemaßnahmen.

Ich weiß, dass ich Ihnen viel zugemutet habe und versuche nun trotzdem nochmal die Quintessenz herauszukristallisieren.

Die Absicht war zu zeigen was frühere und frühe Darstellungen zum Verständnis von Zusammenhängen, Ursachen, Entstehung von Sprache, Psychologie und unserem Weltbild beitragen können ja oder, ob sie vielleicht sogar unabdingbar dazu sind.

Im Vordergrund meines Anliegens die Schwierigkeit bis Unmöglichkeit des Verstehens, dies schon gerade in der unmittelbaren Umgebung, was davon abhängig ist, wie lange man zusammen ist und wie sehr man bereit ist auf den anderen einzugehen beziehungsweise wodurch die Beziehungen determiniert sind, was die Schwerpunkte der Beziehungsdeterminanten sind, also was das Interesse der Partner am anderen ist, was sich ja durchaus ändern kann!

Die Größe des Abstands, z.B. zum nächsten Dorf oder etwa 1000 Kilometer weiter, ein Dorf oder eine Stadt kann viel oder weniger verändern, abhängig zum Beispiel von bestehendem Austausch oder auch fehlender Bereitschaft sich mit den Fremden auseinanderzusetzen. Ihr gesellt sich *das Fremde an sich* hinzu, das zunächst je nach eigener Vorgeschichte aber in der jeweiligen Umgebung und nach eigenen oder mitgeteilten Erfahrungen und auch Interesse, Motivation anziehend oder abstoßend oder eine jeweilige Nuance davon sein kann. Massenphänomene können positiv oder negativ motivieren (s. Merkel "wir schaffen das", Ukraine, Pegida, AFD) und wirtschaftliche Verhältnisse beziehungsweise allgemeine Befindlichkeiten tragen zur Haltung der Einzelnen bei. Argumente anderer Institutionen, Parteien, der Familie und von Bekannten und Freunden wie auch Schule, Universität, Politik, Regierung können dabei völlig in den Hintergrund treten und ohne Bedeutung sein.

Besonders berücksichtigt haben wir beim Verstehen des Anderen (in diesem Fall durch die Sprache) individuelle Prägungen von Wörtern bedingt durch die eigene Erlebniswelt und das Hineingeboren werden in eine, in einer Gesellschaft und Kultur, geprägten Sprache, die durchaus Handlungs- und Verstehensprozesse steuern kann.

Fehlende Anforderungen zu Integrationsprozessen, Ausgliedern und Ansiedeln mit anderen Fremden zusammen tun ein Ihriges.

Die Ilias zeigt uns eine geschichtliche Komponente, die uns zeigt, dass nach Übersetzung (!) scheinbar sich entsprechende Worte völlig andere Bedeutungen haben können (als Beispiel aus der Geschichte möchte ich das Wort Psyche (=Seele??) nennen). Dies ist uns häufig nicht bewusst, was im Kleinen aber auch individuelle Beziehungen und Kommunikation betrifft (s. durch unterschiedliche Sozialisation zeitlich oder eben auch unterschiedliche Sozialisation in der Gegenwart betreffend).

Für bestimmte Vorgänge, Haltungen, Bedeutungen, halten verschiedene Sprachen keine Worte vor, so dass wir vermeintlich Ähnliches verwenden, was das Gesagte weiter aggraviert. Ich habe versucht, dies am Altgriechischen zu zeigen, das sich zwar irgendwo treu geblieben ist, aber verschiedene vereinfachende und auch bedeutungsändernde Phasen durchschritten hat, bedingt durch das Hinzutreten von anderen Völkern. Auch heute existieren im Griechischen noch 2 Sprachen, das Katharevousa (Καθαρεύουσα) und das Dimotiki (Δημοτική), eine Amtssprache und eine Volkssprache, die durchaus verschieden sind. Das Katharevousa wird von den meisten nicht mehr verstanden, abgesehen von einzelnen noch verwandten Wörtern (s.a. Fachsprachen, wie juristische, notarielle und medizinische in unserer Kultur die auch, abhängig vom Intellekt mehr oder weniger verstanden werden).

Die Sprache führt zwar zum Sprechen aber nicht immer zum besseren Verstehen je nach Besetzung der einzelnen Wörter. (hier waren 2 Videobeispiele für Verstehen oder Nichtverstehen von Vorgängen geplant, die schließlich auch aus Zeitgründen nicht erfolgten)

So sind alle Worte einer Sprache durch individuelle Assoziationen und Vorkommnisse geprägt, so, durch wen man den Ausdruck und in welchem Zusammenhang akquiriert hat, auch, in welcher Zeit und Umgebung (z.B. Urlaub, Arbeit).

Nur kurz andeuten möchte ich nochmal die besonders im Kontext mit Lacan immer wieder auftretende Diskussion darüber, ob man seinen Analysanden verstehen wollen soll, was ein häufiges Missverständnis nach sich zieht.

Hinweisen möchte ich auf meine Darstellung, dass Sprache eine Digitalisierung der Welt und Einordnungen wie Diagnosen in der Psychotherapie eine "Digitalisierung" des Patienten bedeuten können.

Also durch Kategorisierungen und Diagnosen werden Vereinfachungen vorgenommen, die das Kommunizieren ermöglichen, aber, dass so durch Vernachlässigung von Anteilen des Patienten das Gesamte nicht mehr zur Verfügung steht.

Durch ein Verstehen wollen, werden wir unwillkürlich Teile von uns selbst übertragen, die richtig oder falsch sein können, aber wir neigen dadurch zu, zu frühen, Deutungen, die wir dem Patienten anbieten, dieser sie zwar vielleicht für wahrscheinlich hält, aber noch nicht wirklich fühlt und selbst noch nicht symbolisieren kann. Es bestehen blinde Bezirke und auch noch keine Sprache dafür, der Prozess würde also noch länger andauern und es ist die Frage, ob eine Sprache dafür geschaffen werden kann oder andere, als möglicher Ersatz dafür gelten könnende, Vorgänge (z.B. Interaktionen, körperliche, sinnliche Vorgänge).

Der Analytiker kann hier eine Assistenz übernehmen eine Art Brücke, Übersetzer, Geburtshelfer mit der notwendigen Behutsamkeit, was sehr schwierig sein kann.

Auch Präverbales und Verbales möchte ich nochmals angesprochen haben und das noch nicht formulierbare Mitleid erwähnen. Vielleicht kann uns hier die Forschung im Bereich Neugeborenen- und Säuglings- bzw. Kleinkinderanalyse weiterhelfen.

Was ist also die *Conditio humana* (auch Thema bei Jameson) oder das Besondere des Menschen im Vergleich zu Tier- und Pflanzenreich und der Erde?

Die Sprache gibt es auch im Tierreich.

Vielleicht die Anwendung der Sprache auf komplexe Vorgänge zur Erklärung von Welt und Phänomenen weit über das unmittelbar erforderliche bei Tätigkeiten und Maßnahmen (jetzigen) hinaus? Die Entfremdung oder vermitteltes Handeln, Denken, mehrfach Vermitteltes, der Überfluss des Denkens ohne derzeit erforderliche Anwendung, die Bevorratung mit Denkergebnissen. Das berufliche Denken? Vielleicht nicht der große Kontrast, sondern eher ein Kontinuum.

Die Rationalisierung von Denken und Taten?

Der Versuch das gesamte Denken und Handeln instrumentell darzustellen oder zu verbessern? Der Versuch die Arbeit des Menschen abzuschaffen, aus zum Beispiel Rationalisierungsgründen.

Vielen Dank für Ihre Geduld

Anmerkung:

ⁱ dem Autor ist freilich die Einmaligkeit der Ilias in der Zeit des Entstehens und auch die schlecht definierte Entstehungszeit wie auch die schwer beurteilbare Zeit der beschriebenen Ereignisse bewusst. Freilich auch besteht weiterhin die Frage des damaligen Autors und des Wahrheitsgehalts bzw. auch die Frage, ob z.B. ein trojanischer Krieg überhaupt stattgefunden hat. Das betrifft noch mehr die Odyssee und deren märchenhaften Charakter. Eine Interpretation und der Versuch Allgemeingültiges für die jeweilige Zeit dadurch zu erhalten ist damit mit aller gebotener Vorsicht zu betrachten. Nichtsdestoweniger sind Ilias und Odyssee jedoch wertvolle, alleinstehende, umfassende Darstellungen aus einem Zeitraum, der, allerdings, durch die anzunehmende Weitergabe in Erzählform vor der schließlichen Wiedergabe in Schriftform, noch ausgedehnt wird. Es ist auch anzunehmen, dass dadurch fortwährende Veränderungen an Inhalt und Form erfolgt sind. Trotzdem wird, ähnlich, wie bei einem gefundenen einzelnen Tonscherben oder einzelnen Skelettanteilen, weiterhin eine intensive Beschäftigung mit diesen Fundstücken erfolgen.

ⁱⁱ ein Wunschdenken oder die wissenschaftliche "Vaterschaft" eines Autors bzgl. der etwaigen Präferenz einer Methode scheint in der Wissenschaft im Vordergrund zu stehen, dabei sollte man eine Methode, wenn überhaupt, von dem vorliegenden Material abhängig machen. Anders, als etwa in den Naturwissenschaften stehen noch immer Schulen im Vordergrund, dies, freilich, da eine Exaktheit und Gesetze, wie sie in den Naturwissenschaften vorliegen, nicht existieren. Das Denken sollte hier aber nicht dadurch noch zusätzlich korsettiert werden, da ja, wie später angeführt, schon allein die Sprache zu einer Sichtverengung führt.

ⁱⁱⁱ *wenn ich auch Arzt und Psychoanalytiker bin, habe ich versucht diese, ärztliche und psychoanalytische, Aspekte nicht in den Vordergrund zu stellen, sondern mehr die globale Bedeutung, das Wirken der Sprache und das Vermitteln und Entfremden auch durch Sprache in allen Bereichen des Lebens anzudeuten. Die Sprache der Patienten in der Psychotherapie mit den Besonderheiten Traum, Witz bei "Neurotikern" aber auch die Sprache*

der "Psychosen" sind besondere Entitäten, gehören aber zum Thema. Da wäre noch viel zu leisten. Auch bezüglich des Nichtverstehens und dem, was Sprache *a u c h* anrichten kann. Wenn insbesondere der lacanianischen Psychoanalyse auch bewusst ist, dass die Sprache immer nur einen Teil des Ganzen wiedergeben kann und so zum Verlust wesentlicher Bestandteile der menschlichen Eigenschaften führt (müsste ausgeführt werden, ich trenne hier bewusst körperliches und seelisches nicht, da es m.E. eine Einheit darstellt, die Behauptung der Trennung nur eine Arbeitshypothese darstellt), hat sie doch die Sprache zu *d e r* *Conditio humana* "hochstilisiert", was freilich ein diskussionswürdiger Aspekt ist (s.a. mein kurzes Statement zur *Conditio humana* am Ende der Darstellung). Die Entwicklung des lacanianischen hat zu problematischen Formen, auch religiösen Strukturen, wie auch religiös wirkenden hierarchischen Strukturen (s.a. ähnlich bei Freud) und das lacanianische Sprechen ist in Teilen zu einer pfingstähnlichen Aufführung (die Zungen, die zum Predigen in unterschiedlichen Sprachen führen) verkommen. Diese Reden und Darstellungen, die oft schon unter Lacan nicht verstanden wurden, waren als Übersetzung noch schwieriger nachzuvollziehen, das auch von lange in der Theorie Bewanderten. Ich möchte hier auch nochmals an das Problem der Fachsprachen erinnern, das aber hier teils ins Absurde gedreht wird, somit zur Gefahr der Selbstauflösung der "Bewegung" führt. Lacan selbst hat erheblichen Anteil an solchen Missverständnissen, bedingt durch überspitzte Aussagen, die von Anhängern oft noch verstärkt und gepflegt wurden, was zur Folge hatte, dass immer wieder Versuche erfolgten Uninterpretierbares zu interpretieren. Was auch dazu führte, dass sich sehr Viele abwendeten und wohl nur Wenige angezogen fühlen – aber mit welcher Motivation? So wurden auch einfache Gedankengänge zu komplizierten und schwierigen, teils möglicherweise absichtlich!? Z.B. die auch hier wichtige Aussage, dass das Unbewusste wie eine Sprache aufgebaut ist oder Folgerungen, dass das Unbewusste aus Sprache besteht. Längst ist bekannt, dass im Unbewussten besonders aus der Vorsprachlichen Zeit andere, nicht zu versprachlichende Informationen gespeichert sind.

M.E. müsste das lacanianische nicht immer wieder aufs Neue interpretiert werden, sondern eine Ordnung der teils unübersichtlichen und nicht zu interpretierenden Hinterlassenschaften und Trennung von den Teilen versucht werden, die Bestand haben dürften, was aber eine erhebliche Arbeit erfordert. Jedenfalls beobachte ich, dass eine größere Anzahl sehr talentierter Analytiker und Philosophen sich in der Interpretation der Arbeiten Lacans verzehren deren Energien auch anders eingesetzt werden könnten. In diesem Zusammenhang verweise ich auch nachdrücklich auf Prof. Dr. Dr. H. Lang, meinen Lehranalytiker und Lehrer und auf sein Werk, möglicherweise auf Grund seiner kritischen Haltung in Bezug auf die lacanianische Entwicklung unterbewertet, war er doch der, der Lacan im deutschsprachigen Raum bekannt gemacht hat. Die anderen Theorien waren ihm jedoch ebenso bedeutsam und gingen in sein Wirken ein, auch neuere zogen sein Interesse auf sich. Ein Ablehnen oder gar lächerlich machen von anderen Ansichten war ihm fremd, er förderte sie! In Zusammenhang mit meiner vorliegenden Arbeit führe ich beispielhaft an: Hermann Lang(1998): *Die Sprache und das Unbewußte*^{iv} und was Anderes tun oder versuchen wir in der Psychoanalyse, auch bezogen auf die folgenden Sätze?

^v was ja auch insofern stimmt, denn ohne Licht ist alles schwarz, mit wenig Licht anthrazit oder grau, erst mit mehr Licht zeigt sich die Farbe in aber immer noch verschiedenen Nuancen

^{vi} In Analogie zur Computerwelt möchte ich Vorsprachliches (Präverbales), Analogem und Sprachliches (Verbales), Digitalem zuordnen. So entsteht der Ausdruck Digitalisierung der Welt durch die Sprache und Digitalisierung des Patienten durch die Diagnosen.

^{vii} dass trotzdem in der Ilias, insbesondere in der Szene Achilles-Priamos, mit Mitleid übersetzt wird, liegt auch an der postulierten Unübersetzbarkeit, die zu unscharfen und falschen Bedeutungen führt, was ja einer der Schwerpunkte der vorliegenden Darstellung sind

^{viii} zu Sapir/Whorf will ich bemerken, dass nicht die ganze These, nämlich, dass die Sprache das Denken beeinflusst, dadurch, dass es Unregelmäßigkeiten in der Forschung bei Whorf gegeben hat, verworfen werden kann, hier dürfte einiges Bestand haben. Die These wurde erst im Nachhinein aus deren Werk entwickelt (wobei die von Whorf angeführten eigenen Forschungen bei den Hopi Indianern in dieser Form wohl nicht stattgefunden hatten). Auch andere, wie u.a. Humboldt hatten aber schon Ähnliches in Betracht gezogen

^{viii} aus der Sapir-Whorf-Hypothese entstand auch eine These der Unübersetzbarkeit anderer Sprachen, die ich jetzt noch auf die eigene Sprache ausdehnen möchte, ob das nun Verstehen oder Übersetzen der Aussagen einer Person genannt wird

Literatur:

EVERETT, D. (2008, 2010): *Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas*. DVA, München

-
- GIPPER, H. (1972): Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese. S. Fischer, Frankfurt am Main
- GRETHLEIN, J. (2025): Wohin die Fahrt, wozu die Waffen? Der Trojanische Krieg findet statt: Das Vermächtnis des marxistischen Philologen Frederic Jameson ist ein Aufsatz über die interaktionistische Unmittelbarkeit der Ilias. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Mittwoch, 26. März 2025, NR 72, Seite N 3
- GRETHLEIN, J. (2017): Die Odyssee. C.H. Beck, München
- GRETHLEIN, J. (2022): Mein Jahr mit Achill. Die Ilias, der Tod und das Leben. C.H. Beck, München
- HOMER (?): ILIAS ODYSSEE. In der Übertragung von Johann Heinrich Voss. Winkler (1963,1987), München
- JAMESON, F. (2024): AGON: THE ILIAD. In: NEW LEFT REVIEW 149 Sept/Oct 2024, 37-91
- LANG, H. (1998): Die Sprache und das Unbewußte, 3. Auflage. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- MARCOLONGO, A. (2018, 2016): Warum Altgriechisch genial ist. Eine Liebeserklärung an die Sprache mit der alles begann. Piper, München übersetzt von Andreas Thomsen von Bari/Rom, 2016, "La lingua geniale", Editori Laterza
- RUHS, A. (2010): LACAN. Eine Einführung in die strukturelle Psychoanalyse. Erhard Löcker, Wien
- STEINER, J. (2025): Injury, grievance, and revenge, in the wrath of Achilles. In: The International Journal of Psychoanalysis 106 (4): 784-798

Fallvorstellungen zum Gelingen und Misslingen am Lebensanfang

Dagmar Ambass

Ich möchte drei Fallvignetten vorstellen, denen gemeinsam ist, dass sie von Schwangerschaft, Geburt und der Nähe dieser Ereignisse zum Tod handeln. Frau S. hatte zwei Fehlgeburten in der frühen Schwangerschaft erlitten, wobei dazwischen ein Jahr lag, in dem sich keine Schwangerschaft eingestellt hatte. Frau A. verlor ihr Kind im neunten Schwangerschaftsmonat durch einen plötzlichen Tod im Mutterleib. Sie musste ihr totes Kind auf die Welt bringen. Bei Frau K. ist der Eindruck der Geburt des Sohnes im Moment von dessen Einschulung in sehr körpernaher Weise wieder präsent gewesen.

1. Frau S.

Eine junge Frau, Frau S., hatte zwei Fehlgeburten zu einem frühen Zeitpunkt der Schwangerschaft. Dazwischen ist sie lange Zeit, ein gutes Jahr nicht wieder schwanger geworden. Das war ihr Leid. Worunter sie auch gelitten hat, waren die Schwangerschaften und Geburten in ihrem Umfeld, nicht zuletzt die Geburt des Kindes ihrer Schwester. Sie konnte sich nicht über diese Ereignisse freuen, sondern verspürte Neid verbunden mit Schuldgefühlen.

Ich war in unserer ersten Sitzung irritiert: Weshalb sollte man nicht Neid empfinden, wenn anderen das anscheinend einfach zufällt, was man sich selbst so sehr wünscht und was einem versagt bleibt? Frau S. hat etwas Zerbrechliches an sich und ich hatte den Eindruck, ich dürfte mich ihr nur ganz vorsichtig nähern. Sie hatte in dieser ersten Stunde erwähnt, dass in ihrer Herkunftsfamilie der Zusammenhalt sehr stark sei. Sie sei die Einzige, die den ländlichen Heimatort verlassen habe, um in einer weiter entfernten Stadt zu leben. Es handelt sich um eine Familie mit drei Schwestern. Ihrer Mutter sei es immer wichtig gewesen, dass die drei Schwestern, bevor sie das Haus verließen oder abends zu Bett gingen, etwaige Konflikte ausgeräumt und miteinander Frieden gehabt hätten.

Diese Schilderung hat mich nicht losgelassen. In unserer zweiten Sitzung habe ich dies folgendermaßen kommentiert: „Es hat mich irritiert, was Sie letztes Mal erwähnt hatten, nämlich, dass es Ihrer Mutter so wichtig war, dass sie und Ihre Schwestern immer im Frieden auseinandergehen.“ Daraufhin erzählte sie, als die Mutter von Frau S. acht Jahre alt war, sei ein schrecklicher Unfall passiert. Die Familie, Vater, Mutter und die drei Schwestern hätten einem Autorennen beigewohnt. Dabei sei ein Rennwagen aus der Bahn ausgebrochen und direkt in die Familie hineingefahren. Die zwei älteren Schwestern der Mutter von Frau S. seien dabei ums Leben gekommen. Die anderen Familienmitglieder waren zwar verletzt, hätten den Unfall aber überlebt. Frau S. war durch diesen Einfall sehr bewegt. Ihr war das Ereignis zwar bewusst gewesen, in diesem Moment war ihr jedoch zum ersten Mal der Gedanke gekommen, dass zwischen dem Verlust der zwei Schwestern der Mutter und ihren Fehlgeburten ein Zusammenhang bestehen könnte. In der Familie wüssten zwar alle Bescheid über den Verlust, es werde und wurde jedoch nie darüber gesprochen. Es sei Frau S. noch nie in den Sinn gekommen, mit ihrer Mutter darüber zu sprechen. Der Unfall sei am Geburtstag der Großmutter von Frau S. geschehen, daher sei die Großmutter an ihrem Geburtstag stets sehr traurig gewesen.

In unseren vier verbleibenden Sitzungen ist das Thema vertieft worden. Frau S. hat u.a. berichtet, dass sie das Gespräch mit ihrer Mutter gesucht und das Thema angesprochen habe. Es sei zu einem intimen und intensiven Austausch gekommen, beide hätten das Gespräch als sehr bereichernd erlebt. Wir haben in den Sitzungen das Thema der Verluste mit Vorsicht umkreist. Frau S. fühlte sich nun weniger bedrängt durch ihre Schuldgefühle.

In der sechsten und letzten Sitzung hat mir Frau S. mitgeteilt, dass sie in der achten Woche schwanger sei. Diese Schwangerschaft ist diesmal kurz nach der letzten Fehlgeburt eingetreten. Ich habe zurückgerechnet, die Schwangerschaft muss um unseren zweiten Sitzungstermin herum eingetreten sein. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob Frau S. das Kind diesmal behalten konnte. Wir hatten darüber gesprochen, dass sie unsicher sei, wie sie diesmal mit der Kunde der Schwangerschaft umgehen solle. Es mache ihr Angst, wenn Fragen kommen, sie wolle eigentlich die Schwangerschaft noch als gemeinsames Geheimnis mit ihrem Partner bewahren. Wir haben darüber gesprochen, wie sie allzu neugierigen Fragen ausweichen könne, das sei ja üblich im ersten Trimester, wo die Gefahr einer Fehlgeburt noch erhöht ist. Sie könne auch in diesem Sinn ihr Kind schützen. Aus diesem Grund wollte auch ich nicht in den intimen Raum der frühen Mutterschaft eindringen und explizit nachfragen. Ich musste ihr jedoch in einer formalen Angelegenheit eine Frage stellen und habe eine recht unbeschwerte Antwort erhalten. Daher vermute ich, dass Frau S. nach wie vor schwanger ist und der Geburtstermin bald bevorsteht.

Möglicherweise hat Frau S. mit ihrem Umzug in die entfernte Stadt mehr Abstand von ihrer Herkunftsfamilie gesucht, da das Familientrauma in besonderer Weise auf ihren Schultern gelastet war. Wie in der vorhergehenden Generation haben die ersten zwei Kinder nicht überlebt. Auch indem es gelungen ist, für das Trauma eine Sprache zu finden, konnte die Bahn für das neue Kind frei werden.

2. Frau A. (siehe Genogramme am Ende der Vignette)

Die Verwandtschaftsverhältnisse sind komplex, daher habe ich sie in zwei Genogrammen versucht, darzustellen. Auf dem ersten sieht man drei Generationen, Frau A., darüber die Generation ihrer Eltern und darunter die ihrer Kinder. Das zweite Genogramm zeigt die Verwandtschaftsgruppe in der Schweiz.

Frau A.s Mutter stammt aus Somalia. Frau A. ist zu mir gekommen, weil sie ihr drittes Kind, einen Sohn, im neunten Schwangerschaftsmonat verloren hat. Die Schwangerschaft war gut verlaufen, bis sie in einem Moment gewahr wurde, dass sie keine Kindsbewegungen mehr spürte. Sie erzählte, sie habe sofort reagiert. Sie sei nachträglich sicher, dass das Kind genau in diesem Moment gestorben sei. Es sei ganz und gar unwahrscheinlich, dass das Kind in ihrem Bauch schon länger tot war. Sie sei sofort ins Krankenhaus geeilt, wo nur noch der Tod festgestellt werden konnte. Frau A. musste ihr Kind tot gebären. Das Kind hatte sich an der Nabelschnur erhängt.

Ihre Lebensumstände sind folgendermaßen: Frau A. hat zwei Töchter, acht und zwei Jahre alt, sie und ihr Mann hatten bereits mit der Familienplanung abgeschlossen. Das dritte Kind sei unvorhergesehen entstanden. Frau A. hatte gerade eine neue Arbeitsstelle begonnen und sich auf ihre neue berufliche Herausforderung gefreut. Die Schwangerschaft sei dazwischengekommen, sie und ihr Mann hätten sich jedoch gut darauf einstellen können und

sich schließlich auf den Familienzuwachs gefreut. Frau A. und ihr Mann haben eine tragfähige, gute Beziehung. Frau A. fühlt sich von ihrem Mann unterstützt und wertgeschätzt.

In ihrer Herkunftsfamilie waren die Verhältnisse jedoch schwierig. Ihre Mutter war zum ersten Mal in Somalia verheiratet gewesen und hatte mit diesem Mann zwei Söhne. Dieser Vater sei tödlich verunglückt und die Mutter von Frau A. sei anschließend mit ihren zwei Söhnen nach Italien geflüchtet. In Italien lernte sie den leiblichen Vater von Frau A. kennen und wurde mit Frau A. schwanger. Die beiden hätten sich während der Schwangerschaft getrennt und die Mutter von Frau A. sei mit den beiden Söhnen - schwanger - weiter in die Schweiz geflüchtet, wo Frau A. geboren ist. Als Frau A. sechs Jahre alt war, habe ihre Mutter den Stiefvater von Frau A. kennengelernt und von da an mit ihm zusammengelebt, bis Frau A. 20 Jahre alt war.

Frau A. hatte mich aufgesucht, um über den Verlust ihres Sohnes im letzten Schwangerschaftsmonat und ihre Trauer zu sprechen. Aber auch ihre Geschichte ist, für Frau A. überraschend, Thema geworden. Bis zum Alter von sechs Jahren sei ihre Kindheit gut verlaufen. Sobald jedoch der Stiefvater in ihr Leben getreten sei, sei dieses zur Hölle geworden. Er habe sie geschlagen und schlecht behandelt. Auch ihre Mutter habe sie von da an schikaniert. Sie musste ohnehin schon früh Verantwortung übernehmen, z.B. musste sie schon im Kindergartenalter für ihre Mutter übersetzen und im Schulalter zunehmend alle administrativen Aufgaben übernehmen. Auch im Haushalt musste sie Vieles erledigen, sodass neben der Schule kaum Zeit zum Spielen blieb. Dagegen wurden die älteren Brüder von der Mutter vergöttert. Von ihnen habe die Mutter nichts erwartet. Frau A. sei aufgrund ihres Geschlechts „wie der letzte Dreck“ behandelt worden. Der Anlass für die Trennung ihrer Eltern sei gewesen, dass der Stiefvater nach Italien gereist sei, um dort den leiblichen Vater von Frau A. aufzusuchen. Dieser zeigte jedoch keinerlei Interesse an seiner Tochter. Die Mutter von Frau A. warf Frau A. vor, dass sie Schuld an der Trennung vom Stiefvater sei. Dass sich der Stiefvater durch das Zusammentreffen mit dem leiblichen Vater finanzielle Vorteile erhofft hatte, kann ich nur mutmaßen.

Gute Geister in Frau A.s Kindheit waren – und sind bis heute – die Cousinsen von Frau A. (siehe zweites Genogramm). Die beiden älteren Cousinsen sind im gleichen Alter wie Frau A.. Alle haben erfolgreich die Schule und eine Lehre in der Schweiz absolviert. Die beiden jüngeren Cousinsen sind ca. 10 Jahre jünger. Sie werden heute noch nach Kräften von dem Dreiergespann (Frau A. und ihre Cousinsen) unterstützt, damit auch sie ihre Ausbildung erfolgreich absolvieren können.

Mit 15 Jahren hatte Frau A. eine Kaufmännische Lehre begonnen. Sie konnte die Schule und die Berufsausbildung als unbelasteten Entwicklungsraum nutzen. Die Herkunftsfamilie von Frau A. hatte jahrzehntelang von Sozialhilfe gelebt. Sobald Frau A. über ihren Lehrlingslohn verfügte, machte sie sich von der Sozialhilfe unabhängig und ist dies bis heute geblieben. Außerdem konnte sie eine eigene funktionale Familie mit ihrem aus Nigeria stammenden Mann gründen.

Wir sind darauf zu sprechen gekommen, dass sich Frau A. bis zum Tod ihres Sohnes als kompetente Mutter erlebt hatte. Ihre Schwangerschaften seien stets gut verlaufen und sie sei eine liebevolle und fürsorgliche Mutter für die zwei Töchter, die sich gut entwickeln. Es sei schrecklich für sie, dass es ihr nicht gelungen sei, ihr Kind im Mutterleib zu beschützen. In unserer Sitzung ist der Gedanke aufgetaucht, dass der scheinbar vollständig geschützte Raum im Mutterleib gar nicht existiert, sondern dass auch an diesem Ort das Leben fragil und bedroht ist. Diesen fantasierten sicheren Ort gibt es gar nicht! Die Frage, die im Raum geblieben ist, war, ob es sich um einen Unfall oder gar um einen Suizid im Mutterleib gehandelt habe.

Hat es eine Rolle gespielt, dass das Kind ein Sohn war?

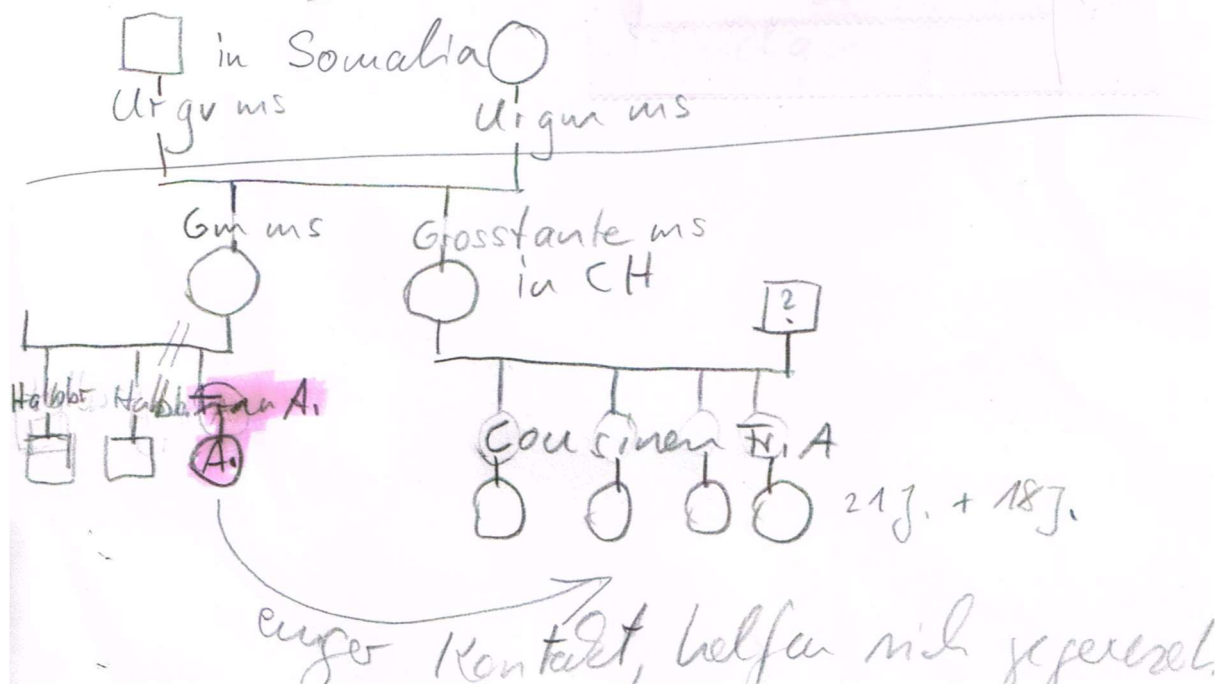
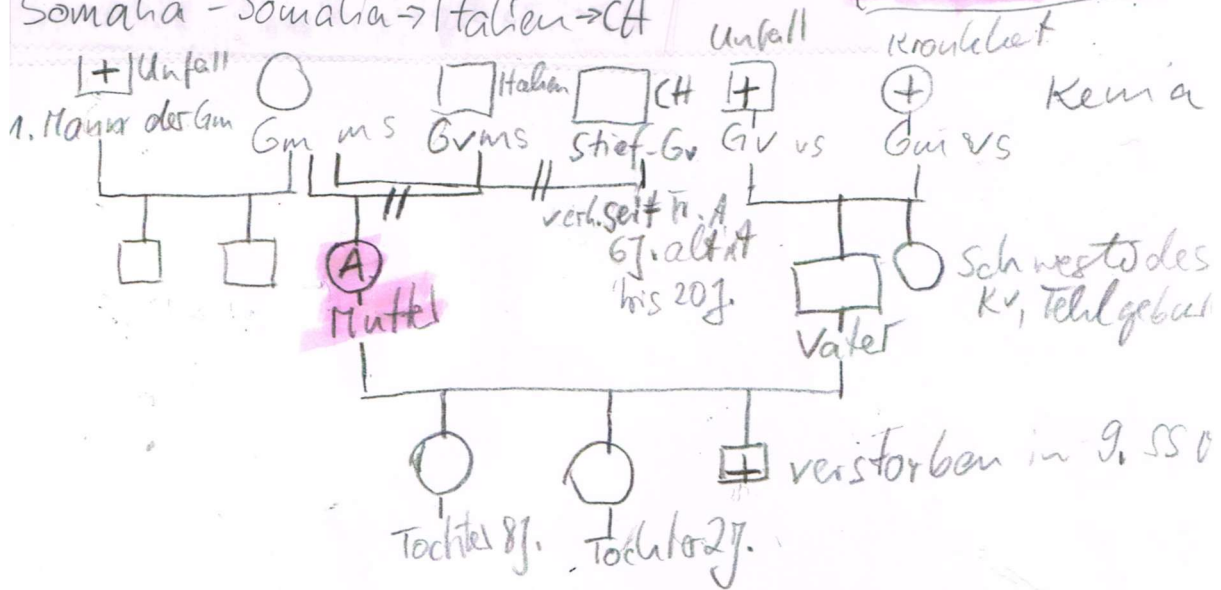
Frau A. wollte an dieser Stelle die psychotherapeutische Arbeit nicht mehr weiterführen. Sie wollte ihr altes Leben wieder aufnehmen und ihre Arbeitstätigkeit, die sie für das dritte Kind für ein Jahr unterbrochen hätte, wieder aufnehmen.

Was noch zur Sprache gekommen ist: Sowohl in Somalia als auch in Nigeria sei es tabu, ein Kind, das im Mutterleib stirbt, zu betrauern. Frau A. hat von ihrer Mutter für den Tod des Kindes kein Mitleid erfahren. Wohltuend sei für sie gewesen, dass es im Schweizer Krankenhaus Rituale gegeben habe, um den Tod des Kindes zu betrauern und dass es eine Grabstätte gebe. Ihr Mann und sie halten sich nicht an das Tabu ihrer Herkunftsländer.

Aufgrund ihres Geschlechts hat Frau A. in ihrer Kindheit Leid und Traumata erfahren. Ist es allzu spekulativ, zu mutmaßen, dass die Geburt des Sohnes das erlangte Gleichgewicht gefährdet hätte und dass dieser Umstand möglicherweise zu der Totgeburt geführt hat?

Somalia - Somalia → Italien → CH

Trace A.



3. Frau K.

Frau K. besucht die Psychotherapie bei mir seit vielen Jahren. zunächst kam sie mit ihrem Sohn ab dem Alter von einigen Wochen, nach der Geburt ihrer Tochter mit beiden Kindern zur Eltern-Kind-Psychotherapie. Der Erstgeborene ist heute sechs Jahre alt. Aufgrund eines Umzugs setzen wir unsere Arbeit aktuell virtuell fort.

Frau K. ist Folgendes widerfahren: Die Mutter von Frau K. ist zur Zeit der ersten Schwangerschaft von Frau K. „untergetaucht“. Frau K. hatte damit gerechnet, dass ihre Mutter sie bei der Kinderbetreuung unterstützen würde. Nun war sie verschwunden! Später habe sich herausgestellt, dass sie in die Fänge einer sektiererischen Frau geraten sei. Bis heute besteht so gut wie kein Kontakt zur Mutter von Frau A. Dieses Verschwinden habe es Frau K. erschwert, selbst in die Mutterrolle einzutreten. Erst mit der Geburt ihrer Tochter, die inzwischen drei Jahre alt ist, sei es ihr gelungen, sich auch gegenüber ihrem Sohn als Mutter zu erleben. Vorher sei er wie ein Partner (wie ein Bruder?) für sie gewesen. Diese Darstellung leuchtet mir ein, so wie ich Frau K. und ihren Sohn damals erlebt habe.

Frau K. ist von Beruf Hebamme und überrascht mich immer wieder mit ihren intuitiven Fähigkeiten, was Geburt, Krankheiten und Körperwahrnehmungen bei sich und anderen anbelangt.

Ich möchte aus dieser langen Begleitung zwei Sitzungen herausgreifen:

Bei Frau K. sind in letzter Zeit, zum Zeitpunkt der Einschulung ihres Sohnes Alpträume aufgetreten, ähnlich wie in den Monaten nach der Geburt ihres Sohnes, der als Baby bis etwa zum Alter von einem Jahr und teilweise darüber hinaus viel und herzzerreißend geschrien hatte. Sie berichtet von einem Traum: Der Sohn sei im Traum ca. zwei bis drei Jahre alt gewesen. Es kam ein Mann, der sie an Putin erinnert habe. Er habe ihren Sohn von hinten am Kopf festgehalten und mit aller Kraft zugeedrückt. Bei mir ist sofort die folgende Assoziation aufgetaucht: In ihrer Funktion als Hebamme hält Frau K. die Babys beim Austritt aus dem Mutterleib von hinten am Kopf und führt sie, bis sie vollständig aus dem Mutterleib ausgetreten sind. Ich habe nach ihren Assoziationen zum Traum gefragt, an diesen Hebammengriff hat sie jedoch nicht gedacht. Also brachte ich meine Assoziation ins Spiel und sie stimmte mir sofort zu. Genau so sei es im Traum gewesen. Daraufhin hat sie nochmals von der Geburt ihres Sohnes gesprochen. Ich hatte bereits gewusst, dass es von den ersten Wehen bis zur Geburt so schnell gegangen ist, dass sie nicht mehr, wie geplant, das Krankenhaus rechtzeitig hätte erreichen können. Es war eine Hebammengeburt im Krankenhaus geplant gewesen, in Begleitung einer Hebamme, die auch Hausgeburten begleitet. Die Hebamme hätte mit Frau K. und dem Vater die Klinik aufgesucht. Sie war gerade noch rechtzeitig gekommen, um Frau K. bei der Hausgeburt beizustehen, jedoch ohne die dafür erforderlichen Utensilien. Diese hatte Frau K., selbst Hebamme, allerdings nicht zur Hand, sondern in ihrem Auto verfügbar. Aufgrund dieser Umstände habe eine Alarmstimmung geherrscht.

In dieser Sitzung kamen zu Frau K.s Geburtserzählung von damals weitere Elemente hinzu: Sie habe die Geburt so erlebt: Als der Kopf des Kindes erschienen sei, habe die Hebamme daran gezerrt und das Kind viel zu schnell herausgezogen. Sie selbst hätte in der Rolle der Hebamme in diesem Stadium den Kopf gehalten und die nächste Wehe abgewartet, bis der Geburtsprozess, initiiert von Mutter und Kind, weitergeht. Desgleichen mit der Nachgeburt, der Plazenta. Auch daran habe die Hebamme unangenehm fest gezogen. Der neugeborene Sohn hatte vermutlich daher Schwierigkeiten mit der Schulter und Frau K. habe mit ihm einen

Osteopathen aufgesucht, um diese Steifigkeit zu lösen. Schließlich ist Frau K. in der Sitzung noch eingefallen, dass ihr Sohn aktuell am Hals eine heraustretende Ader habe, die sie nun an diese Schulterverletzung erinnere. Somit tauchte im Moment der Einschulung des Sohnes bei Frau K. das Geburtserleben erneut auf, und zwar als sehr körpernahes Erleben.

In der folgenden Sitzung berichtete Frau K., dass die Alpträume verschwunden seien und dass Mutter und Kind den Schuleintritt gut bewältigt hätten.

Das Geburtserleben scheint in den Körper der Mutter und des Kindes eingeschrieben zu sein und die „symbolische Geburt“ mit einer Verzögerung von sechs Jahren einen Schritt weiter gekommen zu sein.

Die Kinderzeichnung in der psychoanalytischen Psychotherapie

(Überarbeitete Fassung eines Vortrags, gehalten an der Tagung „Lien Lacan“ in Bregenz, am 6.9.25; 17.00-18.00; moderiert von Irmgard Moosmann)

Einleitung

Ich gliedere meinen Vortrag wie folgt:

-Zuerst möchte ich den italienisch-französischen Psychoanalytiker Gabriel Balbo, 1943-2021, kurz würdigen. Er hat mich in die Theorie und Praxis der Verwendung der Kinderzeichnung in der psychoanalytischen Psychotherapie eingeführt. Sein Werk und sein Engagement für die Psychoanalyse wurde im März dieses Jahres in Paris mit einer Gedenktafel besonders geehrt.

-Ich stelle seine Theorie der Kinderzeichnung in der Kinderanalyse vor.

-Dann zeige ich eine Serie von Kinderzeichnungen, die in einer Psychotherapie mit einem 6-jährigen Mädchen entstanden ist. Ich wurde bei dieser Arbeit von G. Balbo supervidiert.

1. Gabriel Balbo

Gabriel Balbo ist ein französischer Psychoanalytiker mit italienischen Wurzeln. Er ist 1943 in Frankreich geboren und im Februar 2021 in Paris gestorben.

Ich lernte ihn 1989, etwa gleichzeitig mit meiner Anstellung als Schulpsychologe in Liechtenstein, kennen. Ein Tessiner Freund von mir, Gabriele Solcà, der leider auch schon gestorben ist, lud ihn ein, im Tessin Seminare abzuhalten und eine Supervision in einer psychosozialen Institution durchzuführen.

In einem der Seminare ging es um die Kinderzeichnung in der Kinderanalyse.

Einmal im Monat fuhr ich nach Locarno und brachte Zeichnungen mit, die ich von Kindern im Rahmen einer schulpsychologischen Abklärung erhalten hatte. G. Balbo erklärte mir jeweils, was ihm in den Zeichnungen auffiel, wie er einige Details verstand und sagte mir, was ich dem Kind davon mitteilen könnte. Schon bald ermutigte er mich, Kinder, die das bräuchten, psychotherapeutisch zu begleiten.

Diese Gruppe hatte jedoch keinen langen Bestand. Die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten nicht wie ich Gelegenheit, von ihren Patienten und Klienten regelmässig Zeichnungen zu erhalten. Auch das Interesse in einem anderen Seminar über Psychosen im Kindesalter war eher gering. Die Supervision in der psychosozialen Institution endete ebenfalls nach etwa 2 Jahren.

Daher entschied sich Gabriel Balbo, nicht mehr nach Locarno zu kommen. Er lud mich ein, ihn in Turin für die Fortsetzung der Supervision zu besuchen, wo er sich einmal im Monat eine Woche lang aufhalte.

Ich folgte dieser Aufforderung und besuchte ihn zwischen 1993 bis 1999 jedes Jahr etwa 4 bis 10 Mal in Turin für eine Stunde Supervision, manchmal begleitet durch meine Frau Marianne und ab 1994 auch ab und zu mit unserem Sohn Daniel.

1999 bis 2001 absolvierte ich einen Ausbildungskurs in psychoanalytischer Psychotherapie von Kindern und Jugendlichen in Basel (Dieter Bürgin, Erika Kittler, Regine Dudé-Neuner). Danach, 2003, nahm ich wieder Kontakt auf zu G. Balbo und sah ihn ein Mal pro Jahr in Paris, bis 2019. 2021 starb er.

Die Bürgermeisterin seines Quartiers, dem Quartier Latin, Madame Berthoud, regte bei der Bürgermeisterin von Paris an, eine Gedenktafel am Haus, in dem Balbo gewohnt und analysiert hatte, zu seiner Ehre anzubringen. Er hatte nämlich eingeführt, dass einmal pro Monat Leute unentgeltlich

analytische Beratung erhalten sollten. Dieses Angebot wurde rege genutzt, und dies blieb auch der Bürgermeisterin des Quartiers nicht verborgen.

Balbo gründete eine eigene psychoanalytische Vereinigung, die „Libre Association Freudienne“, mit einer eigenen Zeitschrift, *Surgence*. Die Vereinigung besteht weiterhin. Ihr aktueller Präsident heisst Matthieu Dutour.

Am 24. März dieses Jahres (2025) wurde die Gedenktafel feierlich enthüllt. Ich wurde ebenfalls eingeladen. Balbos Neffe, Frédéric Vitalis, hatte mich zu der Liste der geladenen Gästen beigefügt, denn er wusste um meine langjährige Supervision bei seinem Onkel. Meine Frau Marianne, die G. Balbo ebenfalls kennengelernt hatte, und ich nahmen an der Feier teil.

Nicht ohne Stolz sagte Herr Vitalis, es gebe in Paris neben dieser Gedenktafel nur zwei weitere, die das Wirken eines Psychoanalytikers würdigen: Jene für Sigmund Freud an der Salpêtrière, und jene an der 5, Rue Lille für Jacques Lacan.

2. Die Theorie der Kinderzeichnung in der psychoanalytischen Kinderpsychotherapie nach Gabriel Balbo

Ein Schlüsseltext seiner Theorie zur Kinderzeichnung in der psychoanalytischen Kinderpsychotherapie trägt den Titel: *Le dessin comme originaire passage à l'écriture*.

Er vergleicht in ihm die Kinderzeichnung mit der Entstehung der Schrift. Auch diese beginnt mit Zeichnungen von Dingen, entwickelte sich weiter zu Zeichen für Wörter, dann zu Zeichen für Wörter und Silben, anschliessend zu einer Silbenschrift, schliesslich zu einer Laut- oder Buchstabenschrift (vgl. Gelb, I.-J. (1952/1973): *Pour une théorie de l'écriture*. Flammarion).

Es ist ein langer Weg von der visuellen Darstellung von visuell gesehenen oder vorgestellten Dingen bis zur visuellen Darstellung von gehörten Wörtern für die Dinge. Die Buchstaben, die wir heute kennen, mussten sich auf einem langen Weg, oft über Sprachgrenzen hinweg, ihres Bezugs zu visuell dargestellten Dingen entledigen, um frei zu werden für die Annahme und Fixierung an einen Laut.

Die ersten Schriftzeichen sind ikonische Zeichen, d. h. es ist eine visuelle Ähnlichkeit zwischen dem Zeichen und dem dargestellten Ding intendiert und feststellbar oder sie wird durch die Benennung erkennbar.

Die eigentliche Wendung der ikonischen Zeichen zu den symbolischen Lautzeichen geschieht mit der Idee, dass ein visuelles Zeichen nicht notwendigerweise etwas sichtbar Vorgestelltes zur Darstellung bringen muss, sondern die Lautgestalt des Wortes (Lautbild) für das sichtbar dargestellte Ding.

Ein Schriftzeichen muss sich somit von der visuellen Abbildfunktion lösen und über einen Code an ein Wortbild, oder Silbe oder Laut gebunden werden.

Dies geschieht in einem wesentlichen Entwicklungsschritt durch eine Methode, die unter dem Begriff des Rebus in die Theorie der Schrift eingegangen ist.

Was ist ein Rebus? Ein Rebus ist ein Bilderrätsel. Wörtlich heisst Rebus: „(Sag es) durch die Dinge“.

Ein Beispiel eines Bilderrätsels befindet sich in der ersten Nummer des RISS, 1986, S. 89, von Karl Rössing. Wir sehen im Vordergrund, in der Mitte des Bildes, ein Kind auf einem Waldboden gehen, links vor ihm zwei schwarze Bäume, rechts hinter ihm ebenfalls zwei Bäume. Leicht hinter ihm und über ihm schwebt ein Fisch in der Luft. Es sind auch Buchstaben zu sehen, z. B. am linken Bildrand, vor den Bäumen, ein durchgestrichenes B, darunter die zwei Buchstaben TR. Vor dem Kind steht eine Apostrophe, Zeichen dafür, dass ein Buchstabe des Wortes durchgestrichen werden soll, darunter ein S. Auch vor dem Fisch sind zwei Apostrophen sichtbar und eine vor den Bäumen rechts.

Wenn wir als erstes Wort des Bilderrätsels für die zwei schwarzen Gebilde links „Bäume“ einsetzen und das durchgestrichene B mit TR ersetzen, erhalten wir „Träume“. Beim Wort „Kind“, das für das nächste gezeichnete Element steht, ist der erste Buchstabe wegapostrophiert, dafür S gesetzt, also „SIND“. Dann kommt der Fisch, dem man die zwei ersten Buchstaben abziehen muss, denn da hat es zwei Apostrophen, so ergibt sich der Laut „SCH“. Als nächstes Wort kommt nochmals „Bäume“, bei dem der erste Buchstabe ausgelassen werden soll.

Also erhalten wir den Satz: „Träume sind Schäume“ (was bekanntlich nicht der Ansicht Freuds entspricht). Der Rebus braucht eine Linearität der Wortabfolge. Er basiert auf einer Substitution und Aneinanderreihung der so neu gefundenen lautlichen Elemente. Substitution und Aneinanderreihung – da sind wir bei den für eine Sprache und Schrift konstituierenden paradigmatisch-syntagmatischen bzw. metaphorisch-metonymischen Mechanismen.

Ein nächstes Beispiel: Wir sehen ein Reh in einem Bus sitzen. Aus „Reh“ und „Bus“ wird „Rebus“.

Mit anderen Worten: Die Zeichnung des Rehs ist dazu da, das Wort Reh zu bedeuten, der Bus soll auf das Wort Bus hinweisen. Zusammengesetzt werden die beiden Wörter, ihrer einzelnen Wortbedeutungen entledigt, zu einem neuen Wort zusammengesetzt, in dem die zwei Wortbilder nun Silbenfunktion einnehmen. Ihre ursprüngliche Wortbedeutung ist „verdrängt“ worden. Sie ist zwar hier sichtbar geblieben, im Bild, aber unser Geist setzt sich darüber hinweg, „hört“ das neu gefundene Wort, „Rebus“.

Dieser einfache Rebus ist eine besonders raffinierte Erklärung des Wortes Rebus, indem das Rätselverfahren am zu erklärenden Wort gleich selbst durchgeführt wird.

Es wird auf diese Weise verständlich, wie eine Silbenschrift oder sogar Lautschrift entstehen kann: Der Fisch diente im ersten Beispiel lediglich dazu, den Laut „sch“ darzustellen.

Ein Zeichen für ein einsilbiges Wort kann dann sowohl das Wort bedeuten, es ist dann Wortzeichen, als auch als Silbe in mehrsilbigen Wörtern fungieren, dann ist es Silbenzeichen, wie das Wort ‚Reh‘ für die Silbe ‚re‘ oder auch als Lautzeichen, wie das Wort ‚Fisch‘ für den Laut ‚sch‘.

Was hat das nun mit Kinderzeichnungen zu tun? Auch Kinderzeichnungen sollen, nach Balbo, mehr nach ihrer Mitteilungsfunktion verstanden werden, mehr nach ihrem Wortlaut und weniger danach, wie gut ein Kind einen gezeichneten Gegenstand abbildungsähnlich getroffen hat.

Der Hinweis auf den Rebus erlaubt aber noch einen anderen Seitenblick:

Wir erinnern uns, dass auch Freud den Traum mit einem Rebus verglichen hat.

Er schreibt:

„Der Trauminhalt ist gleichsam in einer Bilderschrift gegeben, deren Zeichen einzeln in die Sprache der Traumgedanken zu übertragen sind. Man würde offenbar in die Irre geführt, wenn man diese Zeichen nach ihrem Bilderwert anstatt nach ihrer Zeichenbeziehung lesen wollte.“

(S. Freud, Traumdeutung, Kapitel 6; vgl. Freud, S. (1900), Die Traumdeutung. SA, Bd. II, S. 280)

Die Kinderzeichnung gerät über den Vergleich mit dem Rebus in die Nähe des Traumes.

Balbo postuliert also, dass eine Kinderzeichnung als Niederschrift eines bewussten oder sogar unbewussten Wunsches verstanden werden kann. Wie können wir diesen entziffern?

Balbo sagt, dass ein Kind uns seine Zeichnung zuallererst erzählen soll. Es soll die gezeichneten Dinge benennen, mit Worten erklären. Das Kind macht eine erste Lesung seiner Zeichnung, setzt die Bildelemente in Wörter und Sätze um. Danach soll es gefragt werden, was ihm selber zu seiner Zeichnung

einfällt, woran es die gezeichneten Dinge erinnert. Damit ist der Anfang eines Verständnisses gewonnen.

Wenn wir an den Vergleich mit dem Traum denken, dürfen wir vermuten, dass sich das Kind, das uns seine Zeichnung erzählt, nicht über alles bewusst ist, was es gezeichnet und gesagt hat.

Wir könnten daraus folgern, dass eine Kinderzeichnung Hinweise auf Dinge enthält, die dem Kind vorerst nicht bewusst sind.

Für die Analytikerin oder den Analytiker gibt es die Möglichkeit, ausgehend von dem, was das Kind sagt, etwas mehr zu verstehen als das, was es sagt, oder mindestens zu vermuten, was dem Kind verborgen geblieben ist. Im Verlauf der Psychotherapie geht es also darum, die verborgen gebliebenen Dinge anzusprechen, bewusst zu machen, und so ein neues Verständnis der Zeichnungen, des Kindes, seiner Phantasien und seiner Lebensumstände zu gewinnen.

Falls wir etwas an einer Zeichnung nicht verstehen, können wir abwarten, welche Zeichnung nächstes Mal entsteht. Wenn wir eine Vermutung haben, was sie oder gewisse Element daraus bedeuten könnten, sehen wir im Verlauf der Zeichnungen, ob sich unsere Vermutungen bestätigen lassen oder nicht.

Ich möchte nicht weiter auf die Theorie der Kinderzeichnung unter psychoanalytischem Gesichtspunkt eintreten. Wer sich dafür besonders interessiert, den verweise ich auf das posthum herausgegebene Buch mit den gesammelten Artikeln Balbos zum Thema mit dem Titel *Le Dessin*. Hier die Angaben zu seinen mit Jean Berges, einem Neuropädiater und Psychoanalytiker, veröffentlichten Büchern, dem Buch mit seinen Aufsätzen zur Zeichnung und der beiden Zeitschriften, die er herausgegeben hat:

Mit Jean Bergès:

-*L'enfant et la psychanalyse*. Masson, 1994

-*Jeu des places de la mère et de l'enfant*. Eres, 1998

-*Psychose, autisme et défaillance cognitive chez l'enfant*. Eres, 2001

-*Psychothérapies d'enfant, enfants en psychanalyse*. Eres, 2004

Le dessin. La psychanalyse à l'ouvrage. Hermann, 2025

Zeitschrift:

-*La Psychanalyse de l'enfant* (1985-1997)

-*Urgence. Revue de psychanalyse de la Libre Association Freudienne*

Ich komme nun auf eine Psychotherapie zu sprechen, die ich vor einigen Jahren mit einem zu Beginn 5 1/2-jährigen Mädchen zwischen Juli ihres ersten Kindergartenjahres und Februar ihres ersten Schuljahres, also eineinhalb Jahre lang durchgeführt habe, mit der supervisorischen Unterstützung von Gabriel Balbo.

Ich denke, dass wir so besser verstehen können, wie er die Zeichnungen deutete, als wenn ich die Texte in seinem Buch vorstelle.

3. Fallvignette

Anmeldegrund und Symptome

Ich werde das Mädchen „Desiree W.“ nennen. Es wurde mir von seinen Eltern zur Psychotherapie angemeldet. Ein unerwarteter Todesfall in der Familie, deren Umstände ich aus Gründen der Diskretion nicht näher erklären kann, führte zu einer Entwicklungshemmung bei Desiree. Sie zeigte mit 5 ½

Jahren, dem Zeitpunkt der Kontaktnahme der Eltern mit mir, das Bild eines ängstlichen, stark an die Mutter gebundenen Kindes.

Desiree gehe nicht allein in den Kindergarten, der Vater oder die Mutter müsse sie dahin begleiten und von da abholen. Auch spiele sie zuhause nicht mehr allein, verlange das Mitspielen oder Beisein der Mutter oder einer anderen, ihr vertrauten Person. Sie habe auch panische Angst vor Ärzten und vor dem Spital. Sie sei auch sehr wehleidig. Kaum habe sie eine Schürfung der Haut, einen kleinen Kratzer erlebt, klage sie über Schmerzen.

Verlauf der Psychotherapie

Es kommt eine Psychotherapie zustande, mit einer Sitzung in der Woche. Zu Beginn muss der Vater oder die Mutter dabeisein, während Desiree zeichnet. Mit der Zeit erlaubt sie ihnen, den Raum zu verlassen, sobald sie ein Thema gefunden hat. Sie zeichnet und erklärt mir die Zeichnung anschließend.

Insgesamt kommen 52 Sitzungen zustande. 6 davon sind Elterngespräche, 46 Sitzungen mit Desiree. Ich erhalte 47 Zeichnungen. Ich beschränke mich bei meiner Darstellung der Psychotherapie auf eine Auswahl von 16 Zeichnungen, ich wähle vor allem jene aus, die G. Balbo kommentiert hat.

Da dieser Text eine überarbeitete Form meines Vortrags ist, und ich die Zeichnungen nicht vorzeigen kann, werde ich sie jeweils beschreiben.

Gerade zu Beginn einer Psychotherapie mit Hilfe von Zeichnungen muss man sich an das Wort Lacans erinnern, nicht (sogleich) verstehen zu wollen. Ein Kind entfaltet eine eigene Zeichensprache, und es braucht manchmal eine Weile, bis es beginnt, seine Phantasien so darzustellen, dass sie auch für die Therapeutin oder den Therapeuten verständlich werden.

Oft ist es so, dass wir vermuten zu verstehen, was die Zeichnungen bedeuten. Wir bringen sie mit dem, was wir über das Kind wissen, in Verbindung. Irgendwie teilt sich dieses Gefühle des Verständnisses auch mit, ohne dass viel gesagt werden muss.

Rückblickend habe ich den Eindruck, dass Desiree ihre Psychotherapie weitgehend selber gemeistert hat, ohne viel Zutun von meiner Seite, abgesehen von meinem Zusehen und Zuhören. Natürlich war der Rahmen wichtig, die Abmachung der Sitzungen, die Regelmässigkeit, das ihr zur Verfügung gestellte Material (die Farbstifte und Zeichenblätter) und ebenso die Unterstützung der Eltern, ihre Übertragung auf die Therapie, wie Balbo sagte.

Ich legte jeweils die von ihr schon gemachten Zeichnungen im Stapel auf den Tisch. Das erleichterte es Desiree, an die vorangegangene Stunde gedanklich anzuschliessen.

Ich werde die Zeichnungen kurz beschreiben, um dann auf ihren Inhalt eintreten zu können. Die Nummerierung folgt der Abfolge der Zeichnungen in der Therapie. In der Regel entstanden pro Sitzung eine Zeichnung. Die erste Sitzung war eine Ausnahme. Da entstanden zwei Zeichnungen.

(1) Links unten ist ein schwarzhaariger Kopf mit einem Gesicht zu sehen, rechts daneben eine rote Kette mit Herzen. In der Mitte steht eine Blume. Im rechten unteren Teil hat sie ein Haus gezeichnet, mit einer roten Tür, einem Herzen im Dach. Rechts unten sind zwei Formen zu sehen. Über dem Haus und den Formen erkenne ich eine rechteckige Tafel, auf dem die Zahlen von 1 bis 11 aufgeschrieben sind. Desiree wird hier lediglich sagen, dass es „einen Fuss hat“. Ich hingegen sehe nebeneinander 4 Tischbeine, die mit der Tafel einen Tisch bilden.

Wenn man die erste Zeichnung betrachtet, erinnert sie einen tatsächlich an das merkwürdige Gefühl, vor einem Bilderrätsel zu stehen. Was will sie uns mitteilen? Dass ein Kind auf diese Weise einen Kopf

zeichnet, ist eher ungewöhnlich. Meistens zeichnen die Kinder einen ganzen Menschen. Sie bezeichnet den Kopf mit einem Vornamen, der vermutlich zu einem Onkel von ihr gehört. Die Halskette mit Herzen lässt uns denken, Desiree schmücke sich selber gern mit Ketten. Das Häuschen in der Mitte hat zwei Kamine auf dem Dach, wobei einer auf der linken Seite oben rötlich gefärbt ist. Was soll der Tisch mit den Zahlen? Will sie mir zeigen, dass sie schon Zahlen schreiben kann? Vielleicht. Sie ist 5 ½ Jahre alt, wir sind am Ende des ersten Kindergartenjahres. Wir können dieses Rätsel nicht lösen. Es gilt abzuwarten, bis wir ihren Gedanken folgen können.

(2) In der ersten Stunde entsteht eine zweite Zeichnung: Ein Kätzchen sitzt auf einem Baum, der an der linken unteren Ecke steht. Darüber in der Mitte erkennen wir einen roten Schmetterling und rote Vögel, die den Kleinbuchstaben m bilden. In den beiden Flügeln des Schmetterlings erkennt Balbo den Buchstaben B, in den Vögeln das M – und er meint, das seien meine Initialen und also ein Zeichen für Desirees Übertragung.

(3) Auf dieser Zeichnung, eine Woche später, ist eine Katzenfamilie erkennbar. Die Katzen sind alle von vorn gezeichnet und verteilen sich über die ganze Breite in der unteren Hälfte. Der Katze ganz rechts hat Desiree etwas auf den Bauch gezeichnet, das aussieht wie ein Kopf mit einer spitzen Mütze und einem Hals. Der Katze links davon, in der Mitte, sind auf dem Bauch zwei ineinander verschachtelte U-Linien eingezeichnet, in der Mitte erscheint ein Kreuz. Vermutlich sind das Halsketten, oder ein Fellmuster, aber es könnte auch sein, dass Desiree das Geschlecht der beiden Tiere als männlich und weiblich markieren wollte. Die dritte Katze ganz links, mit einem e auf dem Bauch, wäre dann sie selber. Die schwarz gezeichnete vierte Katze könnte ein Hinweis sein auf die verstorbene Person.

Diese Art der Deutung zeigt, dass unsere Gedanken über das Dargestellte nicht halt machen vor dem, was wir über die Geschichte dieser Familie wissen. Um zu verhindern, dass die Phantasie des Therapeuten zu sehr Besitz nimmt von der Zeichnung und seine Gedanken dem Kind aufdrängt, sodass es seine Zeichnung als falsch verstanden erlebt, ist es wichtig, die eigenen Einfälle zurückzuhalten, und stattdessen das Kind zu seinen eigenen Ideen zu befragen. Vorerst benennt Desiree die gezeichneten Dinge nur, ohne viel darüber zu erzählen.

(4) In der Mitte des Bildes sehen wir ein kleines Haus. Von seiner Tür aus gehen zwei Linien, eine an den linken, die andere an den rechten Bildrand. Es entsteht der Eindruck, ein Weg führe vom Betrachter perspektivisch auf das Haus zu. Links neben dem Haus und grösser gezeichnet als dieses sehen wir einen schwarzen Käfer, rechts auf dem Wegrand sitzend eine beige gezeichnete Katze. Meine Gedanken dazu: Der Käfer ist ein chthonisches Tier, vielleicht ist das ein Totengräber-Käfer, weist auf das Begräbnis der verstorbenen Person hin. Desiree wäre also die Katze rechts, die versucht, unverdrossen ihren Weg zu gehen. So fallen uns Gedanken ein zum aufzählenden Kommentar der Zeichnerin. Sie benennt die Bildelemente, und wir führen sie in unseren Gedanken weiter. Um aber zu wissen, wie sie darüber denkt, müssen wir warten. Den Himmel über dem Haus hat sie mit zwei Reihen von schwarzen Vögeln angefüllt, die auch als M zu lesen sind, und zuoberst hat sie mit roter Farbe die Zahlen von 1 bis 19 hingeschrieben, unterbrochen von einem roten Schmetterling in der Mitte, zwischen den Zahlen 9 und 10.

(5) Die nächste Zeichnung, in der Desiree die Landschaft mit Rauch vernebelt darstellt, der aus den drei Kaminen der drei Häuser quillt, lässt uns vermuten, dass der Tod der verstorbenen Person auf die Stimmung der Familie drückt. Oben, am Himmel, ist ein Engel sichtbar. Die verstorbene Person hat in Desirees Phantasie einen Platz gefunden. Sie wirkt daher beruhigend, denn sie die Funktion eines Schutzengels übernommen, der Desiree begleitet.

An der Hauswand des Hauses links hat Desiree eine kleine Katze eingezeichnet. Das ist vermutlich das Symbol für sie selbst. Wir haben von ihr gehört, dass sie an der Mutter klebt, wie hier die Katze an der Hauswand. Üblicherweise zeichnen Kinder Menschen und Tiere neben das Haus. Dass dies hier

nicht geschieht, soll uns vermutlich anzeigen, wie schwer es ihr fällt, die sie beschützende Nähe der Mutter zu verlassen. Rechts unten hat sie ein Pferd gezeichnet, ein Tier, das sie bewundert.

Es wird in der Psychotherapie darum gehen, die enge, körperliche Mutterbindung zu lockern und zu lösen, damit Desiree die nächsten Entwicklungsschritte in Richtung Selbständigkeit unternehmen kann.

Es wird sich zeigen, dass die enge Mutterbindung aus Angst, gefährdet zu sein, oder eine verletzlich wirkende Mutter zu gefährden, sie daran hindert, den ödipalen Konflikt in Angriff zu nehmen und durcharbeiten. Um das zu tun, muss sie den Mut haben, sich von der Mutter zu lösen und ihren eigenen Willen gegen jenen der Mutter durchzusetzen zu versuchen, sei es z. B. bei der Wahl ihrer Kleider oder der Gestaltung ihrer Freizeit.

(6) Auf der nächsten Zeichnung hat Desiree das Märchen von **Schneewittchen** dargestellt. Oben hat sie die Zacken der Berge eingezeichnet, unten drei Zwerge mit Laternen und Taschen, zu ihren Füßen zwei Häschen. Ihr kleines Haus ist rechts von ihnen zu sehen, daneben steht Schneewittchen in einem blauen Kleid.

Balbo hat diese Zeichnung in besonderer Weise kommentiert. Er fragte uns: „Woran erkennt man hier die Identifizierung Desirees mit ihrem Vater?“ Er macht uns dann auf die 7 Knöpfe auf dem Kleid Schneewittchens aufmerksam. Sie entsprechen zahlenmässig den 7 Schlaufen des Rauches, der aus dem Kamin des Häuschens dringt.

G. Balbo rät mir, Desiree auf die 7 Knöpfe und die 7 Kringel im Rauch hinzuweisen, und ihr zu sagen: „Da sieht man, dass Du dich mit deinem Vater identifiziert hast.“ – Ich werde diesen Rat befolgen.

Was aber sagt uns das über das Verständnis der Kinderzeichnung aus? Balbo hat seine Deutung nicht weiter begründet, aber wir können darüber nachdenken, was sie meint.

Weder sehen wir Desiree dargestellt, noch ihren Vater.

Balbo setzt voraus, dass sich Desiree mit der Heldin des Märchens gleichgesetzt hat, und dass das Haus hier den Vater symbolisch vertritt. Um letzteres zu begründen, hat er in anderem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass man vom „Haus der Merowinger“ spricht, oder vom „Hause Habsburg“ usw. Tatsächlich meint Haus in diesem Zusammenhang die patriarchal geordnete Familie, den Ort der Generationenfolge.

(In Anspielung auf den „Nom-du-père“ könnte man hier vom „Home-du-père“ sprechen.)

Mit welchem „einzigen Zug“ hat sich Desiree hier identifiziert? Mit der Zahl 7, wie wir gesehen haben. Wofür steht sie? Ich meine, es geht um den väterlichen Wunsch der Nachkommenschaft.

Das erste Mal, bei dem der Signifikant 7 im Märchen auftritt, ist ebenfalls bedeutungsvoll: Es heisst, dass die Mutter starb, als Schneewittchen 7 Jahre alt war. Die Zahl 7 hat somit auch mit Tod zu tun, bedeutet einen Einschnitt im Leben der Märchenheldin.

Trotzdem empfinde ich die Deutung Balbos als kühn. Denn er scheint anzudeuten, dass Desiree ihren Ödipuskomplex gelöst hat, noch bevor sie so richtig durch ihn hindurchgegangen ist. Nach Freud besteht der Ödipuskomplex für das Mädchen darin, dass es sich von der Mutter ablöst, sich dem Vater in Verliebtheit zuwendet mit der Erwartung, ein Kind von ihm zu erhalten. Damit tritt die Tochter in einen Rivalitätskonflikt mit ihrer Mutter, bis sie merkt, dass das Inzestverbot diese körperliche Vereinigung mit dem Vater nicht zulässt. Die Beziehung zum Vater als Liebesobjekt „regrediert“ auf die Beziehung der Identifizierung mit ihm. Mit der Aneignung der Züge des Vaters wird im Inneren des

Kindes das Über-Ich errichtet. Dieses ist das Erbe des Ödipuskomplexes, und markiert seinen Untergang, nach der Theorie Freuds.

Wenn wir die ganze Märchengeschichte betrachten, merken wir, dass die Rivalität mit der Mutter ebenfalls dargestellt wird, nämlich mit dem eifersüchtigen Kampf um die Auszeichnung der „schönsten Frau“. Die Stiefmutter, die durch die zweite Heirat des Vaters ins Haus eingezogen ist, befragt ihren magischen Spiegel: „Wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Bekanntlich führt diese Rivalität zur Aussetzung Schneewittchens im Wald. Der Jäger soll es töten und als Zeichen ihres Todes Lunge und Leber mitbringen. Er erbarmt sich ihrer und tötet ein Reh an ihrer Stelle. Schneewittchen flieht und findet bei den sieben Zwergen Unterschlupf. Dieses Motiv der Aussetzung ist mit dem Mythos von Ödipus verwandt.

Durch die Zeichnung eines Märchens, das Desiree im Kindergarten gehört hat, und von dem sie annehmen kann, dass es auch mir bekannt ist, kann sie durch Anspielung etwas darstellen, das sonst verborgen geblieben wäre: die Rivalität mit ihrer Mutter.

Wir erkennen, dass Desiree mit Hilfe dieses Märchens in eine ödipale Thematik eingetreten ist. Nach Balbos Interpretation aber bedeutet die Identifizierung mit dem Vater auch bereits die Lösung des Konflikts. Eintritt und Austritt aus dem Ödipuskomplex stehen hier zeitgleich nebeneinander.

(8) Zwei Wochen später zeichnet sie nochmals ein Märchen, von dem sie im Kindergarten gehört hat: **Hänsel und Gretel**.

Vorne rechts sind Hänsel und Gretel dargestellt, in der Mitte und etwas in den Hintergrund gerückt erkennen wir das Knusperhäuschen, links die Hexe, gleich dreimal dargestellt, zuerst mit einem Stock, dann, wie sie von Hänsel in den Ofen gestossen wird, schliesslich im Ofen, wo sie kläglich verbrennt.

Desiree hat hier mit Hilfe des Märchens den Mut gefasst, die Vernichtung einer archaischen, oralen, verschlingenden Mutterimago in ihrer ganzen Grausamkeit darzustellen. Auch hier erschreckt diese, wie bereits im Schneewittchen, durch die Absicht, Kinder zu töten und zu verspeisen.

Solche Phantasien stammen aus einer Zeit, in der das gute Objekt, das das Überleben sichert, ohne die Vernichtung des schlechten, das einen mit Tod bedroht, nicht gedacht werden kann. Sie werden in ihrer Verbindung zueinander abgetrennt, auf die Objekte ausserhalb des eigenen purifizierten Lust-Ichs projiziert. Von dort kehren sie als verfolgte-verfolgende Objekte wieder. Melanie Klein kennzeichnete diese Triebdynamik der Spaltung und Projektion mit der paranoid-schizoide Position. Die Gegensätze sind noch nicht als integrierte Bestandteile eines Menschen bzw. des Ich, anerkannt und angenommen. Das geschieht erst am Ende der ödipalen Phase, die durch die Ambivalenz der Gefühlsbewegungen gekennzeichnet ist. Dazwischen steht die depressive Position, die mit der Einsicht in eigene destruktive Wünsche, mit Schuld und Wiedergutmachung verbunden ist.

(13) Eine weitere Geschichte, die Desiree ebenfalls im Kindergarten gehört hat, stellt sie in einer Zeichnung fünf Wochen später dar: **Der weisse Rabe und das schwarze Schaf**. Es handelt sich um eine Geschichte des Kinderbuch-Autors und Zeichners Eugen Sopko. Da sie wenig bekannt ist, fasse ich sie zusammen.

Sie handelt von zwei Tieren, einem weissen Raben und einem schwarzen Schaf, die aufgrund ihrer farblichen Merkmale von den anderen Artgenossen ausgeschlossen werden. Angeblich sind sie schuld daran, dass der Schwarm der Raben von den Jägern, die Herde der Schafe durch den Wolf angegriffen werden. Die beiden verbannten Tiere treffen sich und geben sich gegenseitig Geborgenheit. Sie versuchen, mit Farbe, die sie auf einer Müllhalde entdecken, ihr Federkleid bzw. Fell demjenigen der Artgenossen anzugleichen. Der einsetzende Regen aber wäscht sie aus Federn und Fell wieder heraus und vereitelt ihren Plan. Dann versuchen die beiden Tiere bei den Artgenossen des anderen Anschluss zu

finden, der weisse Rabe bei den Schafen, das schwarze Schaf bei den Raben. Aber diese Annäherung scheitert. Der harte Schnabel des weissen Raben verletzt die Schafe beim gemeinsamen Spiel, das schwarze Schaf kann den auffliegenden Raben nicht folgen. Immerhin erfahren die beiden Ausgestossenen, dass die Anderen sie vermissen und sie bei sich zurückwünschen. So kehren die beiden Tiere zu ihren Angehörigen zurück und werden von ihnen wieder aufgenommen.

Gabriel Balbo hat an dieser Geschichte trotz seinem glücklichen Ende Kritik geübt, zu Recht, wie mir scheint. Er weist darauf hin, dass in ihr **die väterliche Funktion** fehle. Er rät mir, Desiree zu sagen: „Wenn die Herde der Schafe von einem guten Hirten geführt würde, hätte dieser nicht zugelassen, dass das schwarze Schaf ausgegrenzt und weggejagt wird.“ Diesen Rat werde ich befolgen.

Balbo vermutet, dass diese Geschichte Desiree deshalb beschäftigt, weil ihr Vater seine väterliche Funktion ebenfalls nur ungenügend wahrnimmt. Er stellt fest, dass die ganze Zeichnung mit seinen schwarzen und grauen Farben ein Hinweis auf eine depressive Verstimmung sein könnte.

Gibt es Anzeichen dafür, dass Herr W. seine väterliche Funktion mangelhaft ausübt?

Tatsächlich beschwert er sich in mehr als einem Elterngespräch darüber, dass seine Tochter am Abend vor dem Einschlafen unzählige Male wieder aus dem Bett steige, um über ein Wehwechen zu klagen, ein Glas Wasser trinken zu wollen, oder sonst etwas Fehlendes zu verlangen. Er ärgert sich darüber, dass sie nicht Wort halte. Er erzähle ihr jeweils eine Gutenachtgeschichte, verlange als Gegenleistung ihr Versprechen, hernach anstandslos ins Bett zu gehen und einzuschlafen. Statt dessen störe sie ihn und seine Frau immer wieder beim Geniessen des gemeinsamen Feierabends.

Er hat also tatsächlich Mühe, seine väterliche Funktion zum Tragen zu bringen, die hier darin besteht, dem Wort seine Verbindlichkeit, seine Funktion des Paktes zu geben.

Das Einschlafen ist für Desiree offenbar ein schwieriger Moment geworden. Das hat wahrscheinlich mit dem Tod der nah verwandten Person zu tun. Der Tod wird in der Regel als friedliches Einschlafen umschrieben.

Andere Gründe, die verhindern, dass die väterliche Funktion ihre Wirkung entfalten kann, liegen vielleicht beim Vater selbst.

Herr W. sagt mehr als einmal, wie er das Zubett-Geh-Ritual mit seiner Tochter beschreibt. „Wenn ich mit meiner Tochter ins Bett gehe...“ Er meint damit: Er legt sich neben sie hin, damit sie, im Schutz seiner Nähe, besser einschlafen könne. Seine Formulierung spielt auf einen inzestuösen Wunsch an, der die väterliche Funktion, das Inzestverbot einzuführen, behindert.

Die väterliche Funktion fehlt auch im Märchen von Schneewittchen und von Hänsel und Gretel. Im ersten merkt der Vater scheinbar nichts von den Tötungsabsichten seiner zweiten Frau, im zweiten ist er ein williger Helfer bei der Aussetzung der Kinder im Wald.

(15) Ich möchte nun auf eine weitere Zeichnung zu sprechen kommen, die uns zeigt, wie Balbo sie deutet. Sie ist zwei Wochen nach der Raben-Geschichte entstanden.

In ihr erkennen wir einen Krämerladen, in dem vor allem Süßigkeiten feilgeboten werden. Desiree steht auf der linken Seite, die Verkäuferin auf der rechten Seite neben den Auslagen. Beide befinden sich unter einem Gewölbe, dargestellt durch eine Halbkreislinie, die von links unten in die Mitte oben aufsteigt, dann wieder an den rechten unteren Blattrand hinunter reicht.

Balbo macht mich auf die Besonderheit dieses bogenförmigen Raums aufmerksam, mit Desiree darin und vergleicht ihn mit dem Graphen der Bahn des Partialtriebes, wie wir ihn aus Lacans Seminar XI kennen (Sém. XI, 1973, p. 163/ Sem. XI, 1978/4. Auflage 1996, S. 187).

Er sagt: „Es ist nicht gut, wenn sich Desiree im Innern dieser Triebbahn befindet, am Ort des Objektes klein a, das von den Partialtrieben umkreist wird. Besser wäre es, sie befände sich ausserhalb dieser Triebbahn, wie auf diesem, dem nächsten Bild. Hier steht sie neben den Objekten, die fallen.“

Auf der Zeichnung, die jener des Krämerladens nachfolgt, steht in der Mitte ein Apfelbaum. Je drei Äpfel fallen von ihm nieder, links und rechts. Desiree steht am rechten Bildrand und hält ein Eis in der Hand (16).

Tatsächlich sind die süßen Objekte der Zuckersachen der lustvolle Ersatz für die Lust spendende Brust der Säuglingszeit. Aber selber ein süßes Objekt sein? Oft lösen kleine Kinder Entzücken bei Erwachsenen aus, die sie umgeben. Doch mit der Zeit sollte es einem Kind gelingen, sich ausserhalb der Bahn der Objekte der Partialtriebe zu befinden. Mit anderen Worten: Es sollte gelernt haben, seine Bedürfnisse in angemessener Weise zu befriedigen, das heisst essen, was auf den Tisch kommt, auf die Toilette gehen, wie es sich gehört, Blicke zu tauschen, ohne sich einschüchtern zu lassen, die Stimme zu erheben, wenn es darum geht, sich für etwas einzusetzen, das einem wichtig ist.

Der Apfelbaum, von dem Äpfel fallen, und dem sie gegenüber steht, wäre ein Hinweis für eine solche altersgerechte Regelung der Partialtriebe. Der Apfel ist hier kein Objekt mehr, das Angst macht, weil er vergiftet sein könnte, wie im Märchen vom Schneewittchen.

Die Zeichnung eine Woche später (17) zeigt den Holzstapel, den „Funken“, und die Hexenpuppe, die auf ihm verbrannt wird. Desiree berichtet damit von einem Brauch, der im März jeweils in Liechtenstein gefeiert wird. Sie durfte auf dem Balkon stehen und von weitem zusehen, wie die Hexenpuppe, gespickt mit Feuerwerk, explodierte.

Auf der Zeichnung acht Wochen später sehen wir ein mit einigen konzentrischen Kreisen dargestelltes Schwimmbecken auf der linken Seite, einer Pinguin-Puppe in der Mitte und sie selber auf der rechten Seite (27). Balbo meint, diese besondere Darstellung des Schwimmbeckens sei ein Hinweis darauf, dass Desiree ihre geschlechtliche Identität gefunden habe.

Das Bild, das nochmals acht Wochen später entstanden ist, kann uns als Zeuge dienen, wie sehr Desiree im Verlauf der Therapie, die nun schon über ein Jahr andauert, an Selbstsicherheit gewonnen hat. Sie zeichnet ein Selbstportrait, ihr Gesicht, das fast das ganze Blatt ausfüllt, mit blondem Haar, roten Wangen, roten Lippen und einem sorgsam geschmückten oberen Teil eines Kleides (34).

Es ist, als getraue sie sich nun, in den Spiegel zu blicken, sich wohlgefällig zu betrachten und sich wohlwollend betrachten zu lassen, ohne Angst davor haben zu müssen, sie wecke die rivalisierende, ihr übel wollende Eifersucht der Mutter.

Ein Bild, das drei Monate später entstanden ist, zeigt sie uns als Schwimmerin im Schwimmbecken des Hallenbades (44). Sie sagte mir, sie gehe jeweils allein mit ihrem Papa dahin, denn die Mama liebe das Schwimmen im Hallenbad nicht besonders.

Sie kommt gleich zweimal vor, auf dieser Zeichnung: Als Schwimmerin im Schwimmbecken und als Siegerin, auf dem Feld Nummer Eins der Rangfolge eines Schwimmwettbewerbes.

Balbo sagt zu dieser Zeichnung: „Der ödipale Triumph des Mädchens über ihre Mutter ist hier dargestellt, ein in der Phantasie erlebter Sieg über sie. So löst sie den ödipalen Konflikt für sich selbst und kann ihn auf diese Weise überwinden.“

Es ist Fasnachtszeit geworden. Sie zeichnet sich als Pippi Langstrumpf (45). Sie fragt ihre Mutter, der sie das Bild zeigt, in leicht ironischem Ton, ob sie sie als Funkenhexe zeichnen solle. – „Nein“, wehrt die Mutter diese ihr offenbar unheimlich erscheinende Idee ab.

Wir stellen fest, dass es Desiree gelingt, ihre bewegende Phantasie in Worte zu fassen, ohne die Mutter zu brüskieren. Der Umgang mit ihr ist unbefangen und scherzhaft geworden. Frau W. hat den Ernst in ihrer Miene, Ausdruck ihrer Sorge um das Wohl ihrer Tochter, der Desiree vermutlich beunruhigt hat, verloren.

Desiree äussert in dieser Zeit immer wieder, sie wisse nicht mehr, was sie zeichnen solle. Meinen Vorschlag, sie dürfe auch einmal etwas zeichnen, das nicht so schön aussehe, lehnt sie ab.

Sie empfindet mich hier vermutlich wie jemand, der sie zu etwas Hässlichem, Verbotenem verführen will. Sie hat es geschafft, ihre zerstörerischen Neigungen und Phantasie unter Kontrolle zu bringen und will sich nicht von mir aus ihrem seelischen Gleichgewicht, das sie sich erarbeitet hat, bringen lassen.

In der letzten Zeichnung stellt sie einen Zauberer dar (47). In breiter Schrift steht das Wort „Zauberer“ neben dem Mann mit spitzem Hut.

Bin ich das? Ich denke an das Wort Freuds, das von der „Zauberkraft der Worte“ handelt (Freud, S. (1890), Psychische Behandlung (Seelenbehandlung). SA, Bd. XI, S. 17; vgl. auch Fehr, J. (1987), Das Unbewusste und die Struktur der Sprache, S. 9-12).

Diese beiden Darstellungen nebeneinander, Schrift und Bild, zeugen davon, dass Desiree der Übergang vom Kindergarten in die Schule gut gelungen ist. Sie kann von der Entwicklungsförderung, die die Schule für sie bereit hält, gut profitieren.

Das sehen auch die Eltern so. Sie sagen, Desiree habe grosse Entwicklungsfortschritte gemacht, in der Zeit der Therapie. Sie habe den Eintritt in die Schule gut gemeistert. In Rücksprache mit Desiree beenden wir die Psychotherapie.

4. Abschliessende Bemerkungen

Konnte ich mit der Losung Balbos, die Zeichnungen wie ein Rebus zu lesen, etwas anfangen? Hat die Empfehlung, die Zeichnungen nach ihren Zeichenbeziehungen und nicht nach ihrem Bilderwert zu lesen, wie das Freud für die Träume in Analogie zum Bilderrätsel angibt, mein Verständnis für sie gefördert?

Gehen wir, um diese Fragen zu beantworten, vom Deutungsbeispiel aus, das mich besonders überrascht hat: Die Identifizierung Desirees mit ihrem Vater, die Balbo aus der numerischen Übereinstimmung der sieben Rauchkringel mit den sieben Knöpfen am Kleid Schneewittchens abgeleitet hat. Hier haben wir es tatsächlich mit Zeichenbeziehungen zu tun. Ich fragte mich, was diese numerische Übereinstimmung bedeuten könnte, kam auf die Identifizierung mit „einem Zug“ zu sprechen, auf Desirees Identifizierung ihres Begehrens mit dem Begehren ihres Vaters, die sowohl trennend wirkt – es wird keine körperliche Vereinigung angestrebt, sondern ein Begehren angesprochen, das sich von einer Generation zur nächsten überträgt – als auch etwas Gemeinsames zwischen Vater und Tochter stiftet. Desiree möchte einmal Kinder haben, wie ihr Vater dies für sich und seine Frau gewünscht hat.

Als Ergänzung zum bereits Erörterten erwähne ich, dass das Wort „Knöpfe“ im schweizerdeutschen Dialekt auch „Kinder“ heisst. Und der Buchstabe e, der im Namen Desirees vorkommt, lässt sich als Kringel schreiben.

Die Zahl ‚sieben‘ eröffnete ebenfalls einige Zeichenbeziehungen. Ich verwies auf die erste Erwähnung dieser Zahl im Märchen im Zusammenhang mit dem Alter Schneewittchens, als ihre Mutter starb. Später ist der Zufluchtsort der Märchenheldin von dieser Zahl geprägt, sodass refrainartig im Märchen gesagt wird: „.....hinter den sieben Bergen, bei den sieben Zwergen...“ (Die Zwerge erscheinen in der Geschichte als Geschwister-Analogien.)

Eine andere Art der Zeichenbeziehung ergab sich mit der Deutung des Schwimmbeckens als Darstellung des weiblichen Geschlechts. Für diese Deutung war eine gewisse Ähnlichkeit von gezeichnetem Gegenstand und Körperteil entscheidend. Das Wort „Becken“ kann jedoch auch anatomisch, als Körperteil verstanden werden. Die Ähnlichkeitsbezüge zwischen Darstellendem (Schwimmbecken) und Dargestelltem (weiblichem Geschlecht) werden hier sowohl über die visuell erfassbare Form, wie über das den Gegenstand bezeichnende Wort angedeutet. Ikonisches und sprachsymbolisches Zeichen ergänzen sich.

Während die Zeichenbeziehung im ersten Fall eine intersubjektive Beziehung stiftet, haben wir es im zweiten Fall mit einer intrasubjektiven Beziehung zu tun, mit einer zwischen Ich und Körper.

An diesen Beispielen zeigt sich, wie fruchtbar die Deutungsanweisung, die vom Vergleich der Schriftentwicklung in der Kulturgeschichte mit der Kinderzeichnung ausgeht, ist. Sie macht uns auf eine Zeichentheorie aufmerksam, die uns beim Verstehen und Deuten lenkt.

Auch bei einer weiteren Deutung Balbos wird eine Zeichenbeziehung hergestellt: Er vergleicht die Kurvenlinie des Gewölbes mit Desiree im Süßigkeitenladen mit dem Graphen der Triebbahn des Partialtriebs um das Objekt klein a. Während wir die Rebus-Methode der Deutung bereits bei Françoise Dolto finden, ist diese Art der Bezugnahme der Praxis der Kinderzeichnung auf die Theorie Lacans einzigartig und neu (für die Rebus-Deutung bei Dolto, vgl. de Sauverzac, F. (1993), Françoise Dolto. Itinéraire d'une psychanalyste. Aubier, S. 132).

Triesen, den 4.11.2025, B. Manz